Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow

(Oskar Meding).

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Oestlich von Glücksburg, nach den Ufern des Flensburger Fjords hin, lag, hoch herabschauend von waldiger Höhe, das Schloß Hagenberg, der stolze Herrensitz des Freiherrn von Blomstedt, der für den reichsten Grundherrn der Herzogtümer Schleswig und Holstein galt. Reiche Fruchtfelder dehnten sich, so weit das Auge reichte, an beiden Seiten des Herrensitzes aus; daran schlossen sich üppige Wiesen, auf denen sich in der Zeit der Weide zahlreiche Herden ausbreiteten, die an Schönheit mit den Rindern des Sonnengottes auf der Insel Trinakria hätten wetteifern können, und weiterhin nach dem Meere zu folgten dann die weißen Dünen bis hinab zum leuchtenden Strand. Der Wirtschaftshof, welcher etwa eine Viertelstunde von dem Herrensitze abgebaut war, glich mit seinen langgestreckten Stallungen und Scheuern und den zahlreichen Wohnhäusern für die Wirtschaftsbeamten und Arbeiter, den Brauereien und

Brennereien fast einer kleinen Stadt und ein reiches und vielbewegtes Leben verbreitete sich von hier aus an jedem Morgen über die weiten Aecker und Wiesen. Nach der Landseite zu dehnten sich weite Forsten aus, welche in herrlichem Stand gehalten wurden und zur Herbstzeit widerhallten von den Hörnerklängen der großen, im ganzen Herzogtum berühmten Jagd.

Das Schloß war ein mächtiger, weit ausgedehnter Bau, der sich in langgestreckten Flügeln um einen älteren, burgartigen Mittelteil schloß. Nach der Landseite hin führte vom Walde her eine prachtvolle Lindenallee zu der großen Einfahrt in den Ehrenhof, neben welchem sich die Stallungen und Remisen für die herrschaftlichen Equipagen befanden; nach der Seeseite hin aber dehnte sich ein weiter, herrlich gehaltener Park aus, in welchem hohe Hecken im Versailler Stil mit saftgrünen Rasenflächen und reizenden Blumenparterres abwechselten. An der ganzen Länge des Schlosses hin lief eine breite Terrasse, mit großen Orangen- und Lorbeerbäumen geschmückt, zu welcher man in der Mitte aus dem Speisesaal des Schlosses herabstieg und zu welcher aus den Räumen des Erdgeschoßes noch verschiedene kleine Treppen hinausführten. Ueber dem Mittelbau ragte ein mächtiger Turm empor, von dessen schiefergedeckter Kuppel die große Danebrogfahne wehte, denn der Baron von Blomstedt war ein fester Anhänger der dänischen Herrschaft und hatte zu allen Zeiten treu und unerschütterlich zu Dänemark gestanden, weshalb er

auch am Hofe zu Kopenhagen außerordentlich wohl gelitten und hoch angesehen war.

An den beiden Enden der langgestreckten Flügel des Schlosses erhoben sich kleine Türme, von welchen Fahnen mit den rot und schwarzen Wappenfarben der Blomstedts wehten, zum Zeichen, daß der Schloßherr auf seinem Herrensitze anwesend sei.

Es war ein schöner Julitag des Jahres 1863, die sinkende Sonne sendete brennende Strahlen herab, und langsam ritten auf dem Wege, welcher von Glücksburg nach Hagenberg führt, zwei Damen und zwei Herren, von zwei Reitknechten gefolgt.

Es war der junge Baron Friedrich von Blomstedt und dessen Schwester Agnes, die beiden einzigen Kinder des verwitweten Erbherrn von Hagenberg. In ihrer Gesellschaft befand sich der Graf Axel von Stören und dessen Schwester, die Gräfin Mathilde.

Die vier jungen Leute waren alle elegant, schön und anmutig und doch ganz auffallend von einander verschieden.

Der junge Baron von Blomstedt war hoch und schlank gewachsen; sein edles, offenes Gesicht zeigte mit den blauen Augen und den rötlich blonden Locken den Typus der deutschen Rasse und auf seinen Zügen lag ein gewisser sinnender Ernst, welcher ihn fast älter erscheinen ließ als seine einundzwanzig Jahre.

Seine Schwester hatte mit ihm eine entschiedene Familienähnlichkeit, auch sie war blond und blauäugig,

ihre schmiegsame, feine Gestalt hatte etwas Elfenhaftes; sie war siebenzehn Jahre alt und auch auf ihrem jugendlich zarten Gesicht lag ein Hauch von träumerischer Schwärmerei, wenn auch ihre frischen Lippen heiter und glücklich dem Leben entgegenlächelten, aber doch zeigte sie nicht den strengen Ernst, der ihrem Bruder eigentümlich war.

Der Graf Axel von Stören, zwei Jahre älter als der junge Baron Blomstedt, war etwas kleiner als dieser. Seine zugleich feine und gedrungene Gestalt zeigte stählerne Kraft der Glieder und ebenso lag auf seinem feingeschnittenen Gesicht mit den dunklen, blitzenden Augen, dem kleinen schwarzen Bärtchen auf der keck aufgeworfenen Oberlippe und den kurz geschnittenen schwarzen Haaren der Ausdruck eines stolzen, hochmütigen, herausfordernden Sinnes.

Die Gräfin Mathilde, seine Schwester, war eine üppige, blendend schöne Brünette; obgleich in einem Jahr mit Fräulein Agnes von Blomstedt geboren, erschien sie doch durch den fast männlich kühnen Ausdruck ihrer feurigen Augen und durch das höhnische Lächeln, das zuweilen wie ein Blitz um ihre Lippen zuckte, älter als jene. Auch in der übrigen Erscheinung der beiden jungen Damen trat die Verschiedenheit zwischen ihnen in auffallender Schärfe hervor.

Fräulein Agnes ritt einen zierlichen weißen Damenzelter und trug ein blaues Reitkleid, das die zarte Farbe ihres Gesichts noch mehr hervorhob.

Die Gräfin Mathilde saß auf einem hohen englischen Rappen, dessen feuriges Temperament sie zuweilen durch einen leichten Schlag mit ihrer Reitgerte zu lebhafter und unruhiger Bewegung reizte, fast als ob sie zeigen wolle, daß sie mit ihrer zarten Hand dennoch des schäumenden Rosses Meisterin sei. Eine dunkelrote Schleife hielt ihren Halskragen zusammen. Dichterische Phantasie hätte in Fräulein Agnes einen Engel, in der Gräfin Mathilde einen berückenden Dämon erblicken können.

Graf Axel von Stören, Ordonnanzoffizier des Königs, war seit einigen Monaten mit Fräulein Agnes von Blomstedt verlobt, und die Blicke voll schwärmerischer Hingebung, mit denen sie zu dem neben ihr reitenden kühnen und stolzen jungen Mann aufsah, konnten keinen Zweifel bestehen lassen, daß die Liebe die Verbindung geknüpft habe, wenn freilich auch äußerlich für den ehrgeizigen und zu glänzender Carrière berufenen Offizier die Tochter des reichen und am Hofe besonders begünstigten Barons von Blomstedt eine äußerst passende Partie war.

In einiger Entfernung hinter den beiden Verlobten ritt der Baron von Blomstedt mit der Gräfin Mathilde, aber die Unterhaltung zwischen beiden war weit weniger lebhaft, denn Friedrich versank häufig in sinnendes Schweigen, und die Gräfin erinnerte ihn dann wohl mit einem spöttisch-neckenden Worte an ihre Gegenwart, wobei ihr aufblitzendes Auge und die in ihrer Hand zuckenden Zügel deutlich zeigten, daß sie den Mangel an galanter

Aufmerksamkeit bei ihrem Begleiter nicht eben gnädig aufnahm.

„Es war eigentlich ein tolles Unternehmen, bei dieser furchtbaren Hitze nach Glücksburg zu reiten, um einige Seidenstränge für eure Stickereien zu kaufen," sagte Graf Axel neckend, indem er den Hut lüftete und einen tiefen Atemzug that — „bei einer ernsten und wichtigen Sache hätten wir uns vielleicht besonnen, aber wenn junge Damen sich etwas in den Kopf setzen, da gibt es keinen Widerspruch und Sonnenbrand wie Unwetter müssen überwunden werden."

„Und so muß es sein!" rief die Gräfin Mathilde; „in unserer prosaischen Welt gibt es ja keine Kämpfe gegen Riesen und Drachen mehr, da müssen wir denn doch wenigstens in den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens den Herren Gelegenheit geben, ihre Ritterlichkeit zu beweisen und den Kampf gegen Feuer und Wasser zu bestehen. Seht nur; dort über den Berg her steigt in bedenklicher Eile eine schwarze Wolke herauf und ich glaube, wir werden ihr nicht entrinnen!"

„Wahrhaftig," sagte der junge Blomstedt, „da erhebt sich schon der kalte Wind und die Wolke steigt sichtlich höher. Diese Gewitter ziehen unglaublich schnell in dieser Gegend, sie eilen dem Meere zu, das sie anzieht. Das ist eine böse Sache, wir werden keinen trockenen Faden an uns behalten, — ehe wir den Wald von Hagenberg und das Haus unseres Försters erreichen, wird das Wetter da sein, das schon fast über uns steht."

Sie waren schneller vorwärts geritten, aber schneller noch als die Pferde eilten die Wolken — schon sah man in der Ebene eine graue Wand heranrücken.

„Dort links hinüber liegt eine Ortschaft,“ sagte Axel, „wenn wir sie erreichen könnten —“

„Unmöglich,“ erwiderte Baron Blomstedt, „das ist zu weit — aber,“ sagte er, „diesseits vom Dorfe, nicht weit von unserem Walde, liegt ein einziges Haus im Garten, bis dorthin könnten wir vielleicht gelangen — wir würden wenigstens unter Dach sein und unter den hohen Bäumen daneben könnten unsere Pferde einigen Schutz finden — wenn es den Damen recht ist, reiten wir dorthin!“

„Gewiß, gewiß!“ rief die Gräfin Mathilde; „ich liebe das Gewitter und fürchte den Blitz nicht, aber ich scheue mich nicht, vor dem Regen zu fliehen, der uns naß und häßlich macht und den Schnupfen bringt.“

„Versuchen wir es also,“ sagte Baron von Blomstedt, „ob wir dort Einlaß finden. Es ist eine eigentümliche Sache mit jenem Hause“ — fügte er lächelnd hinzu.

„Nun, was denn?“ rief Gräfin Mathilde; „wohnt dort etwa eine Waldfee, die uns verzaubern könnte?“

„Beinahe!“ erwiderte Herr von Blomstedt. „Seit einigen Jahren bildet jenes Haus den Gegenstand des Gesprächs unter allen Bauern der Gegend. Das Grundstück mit dem kleinen Forstgarten ist von einer fremden Frau gekauft, welche mit ihrer Tochter und einer alten Dienerin dort einsam wohnt. Man sieht beide fast

niemals — die alte Dienerin macht ihre Einkäufe in dem Dorf und die Frauen gehen nur um Sonnenuntergang durch die Felder. Die wenigen, die ihnen zuweilen begegnet sind, erzählen, daß sie bei jeder Annäherung von Menschen leichte Schleier über ihre Gesichter fallen lassen. Die Tochter soll jung und schön sein, doch hat sie niemand so recht deutlich gesehen und man erzählt auf ihre Rechnung die wundersamsten Geschichten. Einige sagen, daß sie irgend ein schweres Verbrechen begangen habe, andere, daß sie eine verfolgte Prinzessin sei, und auch Zauberkräfte schreibt ihnen der Aberglaube des Volkes zu."

„Ah!" rief die Gräfin, „das ist ja reizend, um so mehr wollen wir dorthin! Ein Abenteuer in dieser langweiligen Zeit, das ist pikant — also vorwärts, wir haben Eile. Schon wirbelt der Wind den Staub auf, und ich glaube, ich habe bereits einen Regentropfen auf meiner Stirn gefühlt!"

Sie setzte über den kleinen Graben am Rande des Weges und jagte, von den übrigen gefolgt, quer über das Feld hin, dem kleinen Hause zu.

Sie hatten dasselbe erreicht, als bereits die ersten großen Tropfen, vom rauschenden Winde gepeitscht, herabfielen.

Alle stiegen ab.

Die Reitknechte führten die Pferde unter das dichte Laubdach einiger mächtigen Buchen, welche sich in der Nähe des kleinen, einstöckigen Hauses befanden, das von

einem sauber gehaltenen Blumengarten umgeben war, in welchem eine Laube von Gaisblatt und Jasmin einen freundlichen und stillen Ruheplatz bot.

Graf Axel ergriff den Drücker der Hausthüre, um dieselbe schnell zu öffnen, denn der Regen begann heftig zu strömen, aber die Thür war verschlossen.

„Zum Teufel,“ rief Axel, „sollte das Haus leer sein, oder sollte die Waldhexe uns trotz des bösen Wetters ungastlich den Eingang verweigern!?“

Er rüttelte heftig an dem Drücker und schlug dann immer ungeduldiger mit der geballten Hand gegen die Thür, während die Gräfin Mathilde an das von Weinlaub umrankte Fenster trat und mit ihrer Reitgerte an die Scheiben klopfte.

Man hörte ein dumpfes Geräusch im Innern des Hauses. Es klang wie Stimmen und hastige Schritte.

Eine dunkle Gestalt erschien am Fenster und verschwand wieder. Dann endlich hörte man, wie von innen ein Riegel aufgezogen wurde.

Die Thüre wurde geöffnet.

Rasch traten die jungen Leute auf den saubern Flur, dessen Estrich mit weißem Sand bestreut war und an dessen Wänden einige einfache Kupferstiche hingen.

Eine alte, einfach und sauber gekleidete Dienerin blickte die Eintretenden fragend mit einem gewissen Mißtrauen an.

„Nun, Alte,“ sagte Graf Axel, „fürchtet Euch nicht, wir sind keine Räuber. Der Sitz der Gastfreundschaft

scheint dieses Haus eben nicht zu sein, da man vor den Fremden so sorgsam die Thüre verschließt."

„Entschuldigt," sagte der Baron von Blomstedt freundlich, „daß wir fast gewaltsam bei Euch eindringen, das Wetter draußen zwingt uns, ein Obdach zu suchen, und Ihr werdet uns wohl so lange erlauben, hier zu bleiben, bis der Regensturm aufgehört hat."

Die Alte blickte fragend nach der halb geöffneten Thür im Hintergrunde des Flurs.

Auf der Schwelle derselben erschien eine in dunkle Farben gekleidete Frau, über deren Kopf ein schwarzes Schleiertuch geschlungen, das bis über die Stirn herabhing und unter dem Kinn zusammengeknüpft war, so daß das Gesicht in Schatten gehüllt blieb; dennoch konnte man in den regelmäßigen, edlen Zügen dieses bleichen Gesichts die Spuren großer Schönheit erkennen, welche die Jahre, die augenscheinlich darüber hingezogen waren, nicht zu verwischen vermocht hatten.

Die großen dunklen Augen blickten starr unter dem Schatten des Schleiers hervor. Kalt und steinern war der Ausdruck des eigentümlichen, einem verblichenen Bilde gleichenden Antlitzes; aber trotz der Einfachheit ihrer Kleidung zeigte diese Frau die stolze Sicherheit einer Dame, welche die Gewohnheit der großen Welt besaß. Fast unwillkürlich zogen die Herren die Hüte ab, und Graf Axel bat artig um die Erlaubnis, das Unwetter unter dem schützenden Dach abwarten zu dürfen.

„Treten Sie ein, meine Herrschaften,“ sagte die Herrin des geheimnisvollen Hauses, welche von den beiden jungen Mädchen mit neugierigem Interesse betrachtet wurde. „Ich bin zwar nicht gewöhnt, Gäste bei mir zu empfangen, aber da Sie nur Schutz gegen das Wetter verlangen, so wird Ihnen mein bescheidenes Haus genügen.“

Der starre, kalte Ton ihrer Stimme entsprach ihrer ganzen Erscheinung.

Sie trat in das Zimmer zurück, das ungemein sauber und in städtischer Weise möblirt war, und setzte sich in einen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß ihr Gesicht im Schatten blieb, während sie durch eine Handbewegung ihre Gäste einlud, auf einem Kanapee und einigen Sesseln Platz zu nehmen.

Obgleich draußen das Wetter tobte und dunkle Wolken den Himmel bedeckten, so fiel doch das volle Licht aus den Fenstern auf das Gesicht des jungen Baron Blomstedt.

Die schwarze Dame, welche die jungen Leute mit jenen gleichgiltigen Blicken betrachtet hatte, die kaum zu sehen scheinen, zuckte plötzlich zusammen, als sie ihr Auge dem Baron Friedrich zuwendete.

Ein unheimlich drohender Blitz sprühte aus diesen starren Augen hervor, ihre fest geschlossenen Lippen öffneten sich, als ob ein Schrei aus denselben hervorbringen wollte; Schreck, Zorn und Haß bewegten ihre bisher so steinern ruhigen Züge.

Das alles aber dauerte nur einen Augenblick; sogleich

wurde ihr Gesicht wieder ruhig und unbeweglich wie vorher, und wie durch eine zufällige Bewegung zog sie ihr Schleiertuch noch dichter zusammen.

„Erlauben Sie," sagte Friedrich, das peinliche Schweigen unterbrechend, „daß ich Ihnen Ihre vielleicht recht unwillkommenen Gäste vorstelle: Ich bin der Baron Blomstedt von Hagenberg, Graf Stören, meine Schwester und Gräfin Mathilde Stören."

Die schwarze Dame neigte leicht das Haupt mit einer Miene und Bewegung, als ob ihr die Namen derer, welche in ihr Haus eingedrungen waren, vollkommen gleichgiltig seien.

„Es muß sehr einsam für Sie hier sein in diesem abgelegenen Hause," sagte Gräfin Mathilde, deren funkelnde Blicke neugierig den Schatten des Schleiers der Unbekannten zu durchdringen versuchten.

Diese wendete sich kaum nach ihr hin, man konnte ein höhnisches Lächeln auf ihren Lippen erkennen, und ebenso kalt und gleichgiltig wie vorher sagte sie:

„Die Einsamkeit ist die beste Gesellschaft, erst im Verkehr mit den Menschen wird die Lüge und der Verrat geboren."

Ein eisiges Stillschweigen folgte diesen Worten, aber es schien, daß Gräfin Mathilde um jeden Preis dem Geheimnis dieser merkwürdigen Frau näher kommen wolle.

„Auch die Natur täuscht," sagte sie nach einer Pause, „und macht die Hoffnung zunichte, indem sie durch Frost

und Wetter die Blüten zerstört, welche Früchte tragen sollen. Die Menschen kann man beherrschen und lenken, aber die Kräfte der Natur spotten unseres Willens."

Die Dame antwortete nur durch ein flüchtiges Achselzucken und wendete leicht den Kopf nach dem Fenster hin, als ob sie sehen wolle, ob das Gewitter nicht bald vorübergezogen sein würde, um sie von ihrem Besuche zu befreien.

„Freilich," fuhr die Gräfin unmutig fort, „geben vielleicht die Einsamkeit und der stete Verkehr mit der Natur die Wissenschaft und Macht, ihre Kräfte zu beherrschen, dann freilich mag man die Menschen entbehren können oder, wo man ihnen begegnet, sie mit geheimnisvollen Kräften unterwerfen und lenken."

„Wohl den Menschen," sagte die Dame, „daß ihnen die Gewalt über die Blitze nicht gegeben wurde, welche da draußen herniederzucken, sie würden sie in tödliche Geschosse verwandeln, um sich gegenseitig zu vernichten."

„Und doch," fuhr Gräfin Mathilde fort, „läßt der Glaube des Volkes diejenigen, welche einsam in und mit der Natur leben, auch die Kenntnis der Naturkräfte finden und die Macht, sie zu beherrschen. Auch heute ist der Glaube an den Zauber übernatürlicher Wissenschaft guter und böser Feen nicht ausgestorben, und wer in der Einsamkeit lebt, muß gewärtig sein, daß sich Sagen und Legenden um ihn bilden. Auch von Ihnen," fuhr sie lachend, aber mit durchdringendem, forschendem Blick fort,

„behauptet der Mund des Volkes, wie Sie vielleicht wohl gehört haben, daß geheime Kräfte Ihnen zu Gebote stehen und daß Sie den Geistern des Waldes und der Luft gebieten wie die Feen der vergangenen Tage."

Die Dame zuckte zusammen, unter ihrem Schleier hervor sprühte ein so furchtbar drohender Blitz, daß Agnes ganz erschrocken ihre Hand auf Mathildens Arm legte und selbst Axel seiner Schwester einen mißbilligenden Blick zuwarf.

Aber schnell hatte auch diesmal die Dame ihre Ruhe wiedergefunden, doch waren ihre Züge ein wenig belebter geworden.

Es schien, als ob ein Gedanke in ihren Augen aufleuchtete.

„Wohl mag es geheime Kräfte geben," sagte sie in spöttischem Tone, „welche wenigen nur zu Gebote stehen, die in harten Kämpfen und Arbeit sich die Pforten der Wissenschaft öffneten — dazu habe ich es nicht gebracht. Das Menschenleben zu verfolgen und zu ergründen mag leichter sein; trägt ja doch, wie man sagt, jeder Mensch seines Schicksals Spruch, dem kundigen Auge erkennbar, in der Fläche seiner Hand."

„Ah!" rief Gräfin Mathilde lebhaft, „Sie verstehen es, diese Schrift zu lesen?"

Die Dame neigte fast unmerklich den Kopf, man konnte diese Bewegung als eine Bejahung der an sie gerichteten Frage ansehen.

„O, bitte, bitte!“ rief Mathilde, „künden Sie uns die Zukunft, verbessern Sie diesen Fehler der Schöpfung, die uns unmittelbar vor unseren Augen die nächste Minute in Nacht hüllt. O, wie viel sicherer würden wir auf unserem Wege vorwärts gehen, wenn wir den Boden sehen könnten, auf den unser Fuß treten soll.“

„Vielleicht würden wir gar nicht vorwärts gehen und uns lieber zermalmen lassen von dem unerbittlich treibenden Rade der Zeit,“ sagte die Dame dumpf vor sich hin. „Man kann die Gesetze der Natur nicht aufheben,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „sondern nur teilweise umgehen, geheimnisvoll wie der Dieb muß man in die verborgenen Gebiete eindringen. Soll ich Ihnen die Zukunft künden, mein Fräulein, so muß ich mit Ihnen allein sein.“

„Ich bitte euch,“ rief Mathilde, „laßt mich einen Augenblick allein!“

„Es ist Thorheit,“ sagte Graf Axel, „man soll solchen Spuk nicht treiben, es ist ein Verbrechen an der Vernunft!“

Aber Mathilde drückte ihm die Hand auf den Mund und drängte schmeichelnd und bittend ihn und die anderen aus dem Zimmer.

„Nun,“ sagte sie dann, ihre Hand der Unbekannten hinstreckend, „hier lesen Sie, verkünden Sie mir mein Schicksal!“

Die Frau beugte sich über die ausgestreckte Hand der Gräfin.

„Sie lieben,“ sagte sie endlich.

Purpurglut übergoß Mathildens Gesicht; ihre Hand zuckte, als wollte sie dieselbe zurückziehen.

Die schwarze Frau schien es nicht zu bemerken. Sie hielt ihre Finger fest und fuhr fort:

„Sie lieben und möchten es sich selbst nicht gestehen, weil Sie fürchten, daß die Liebe Sie unterjochen und zur Dienerin machen könnte, da Sie doch Herrin sein wollen. Aber die Liebe lohnt nur denen, die sich ihr hingeben, sie rächt sich an den Widerstrebenden, Sie werden nicht wieder geliebt.“

Jetzt erbleichte Mathilde, ihre Hand zitterte und wie ein in den Zügel schäumendes Roß warf sie den Kopf zurück.

„Sie werden nicht wieder geliebt, und niemals wird sich Ihre Hand in die des Mannes legen, nach dem Ihr Herz sich sehnt — denn dieser Mann, sehen Sie da, wie die Linien sich feindlich durchschneiden — dieser Mann wird Ihnen großes Unheil zufügen, er wird Ihren Bruder töten!“

Ein Schrei rang sich aus Mathildens Brust.

„Entsetzlich!“ hauchte sie. „Und weiter?“ fragte sie dann atemlos.

„Weiter,“ sagte die Dame, „was wollen Sie weiter, ist das noch nicht genug? Ich sehe nichts mehr,“ sprach sie, indem sie Mathildens Hand losließ.

„O, ich bitte Sie,“ sagte diese, „sagen Sie mir, wie

das möglich ist, wie so fürchterliches Unglück geschehen kann!"

„Ich habe gesagt, was ich sah, meine Kunst ist zu Ende."

Mathilde faltete bittend die Hände, sie wollte sprechen, dann aber preßten sich ihre Lippen trotzig aufeinander.

„Axel hat recht," sagte sie, „es ist ein Verbrechen gegen die Vernunft. Ich danke Ihnen," sprach sie kurz und hochmütig, „versuchen Sie Ihre Kunst an den übrigen!"

Sie öffnete die Thüre und zog Agnes vom Flur herein.

„Nun versuche Du Dein Glück!" rief sie mit gezwungenem Lachen. Und schnell war sie draußen verschwunden, die Thür hinter sich schließend.

Agnes blickte ihr zögernd nach.

Ein Schauer rieselte durch ihre Glieder, fast schien es, als ob sie sich fürchtete, mit der geheimnisvollen Frau allein zu sein. Diese aber hatte bereits ihre Hand ergriffen.

„Lassen Sie sehen, mein Fräulein," sagte sie, „ob Ihnen glücklichere Sterne leuchten als der Gräfin!"

Sie beugte sich über die Hand des zitternden Mädchens.

„Ihre Liebe ist glücklich," sagte sie, „Sie werden wieder geliebt, aber das Verhängnis lauert hinter dem Schleier der Zukunft — der Schatten folgt dem Sonnenlicht — Ihres Bruders Waffe wird Ihren Geliebten töten, an seiner Leiche werden Sie den verwünschen, in dessen Adern das gleiche Blut fließt wie in den Ihren!"

„Halten Sie ein," rief Agnes schaudernd, indem sie ihre Hand zurückzog. „Nein, nein, das ist unmöglich; o, selbst im Spiel soll man die vermessene Hand nicht an den Schleier der Zukunft legen!"

„Sie haben meine Wissenschaft herausgefordert, mein Fräulein," sagte die schwarze Frau kalt, „ich habe Ihnen gesagt, was ich sah, und merken Sie wohl, ich habe noch mehr gesehen. Was ich einmal gesehen, das muß von meinen Lippen klingen — sobald ein Jahr und zwei Monate vergangen sind, so werden Sie nicht mehr unter den Lebenden wandeln. Schon senkt sich des Todes schwarzer Fittich auf Sie herab, und ehe fünfzehn Monate vergangen sind, wird er Ihr Haupt berührt haben."

Agnes stieß einen lauten Schrei aus.

Die Thür wurde geöffnet. Axel trat herein.

„Das Wetter ist vorübergezogen!" rief er, „laßt uns aufbrechen, wir haben die Dame dieses Hauses lange genug in ihrer Einsamkeit gestört."

Er blickte erschrocken und fragend auf Agnes, welche ganz zitternd und totenbleich dastand.

„Die Herren wollen meine Kunst nicht erproben?" fragte die schwarze Dame spöttisch.

„Nein, nein, wir danken Ihnen!" rief Axel, „Sie würden bei uns wenig Glauben finden."

Er faßte Agnes, besorgt in ihr entstelltes Gesicht blickend, bei der Hand und zog sie hinaus.

Der Baron Blomstedt, welcher ebenfalls den Schrei

seiner Schwester gehört hatte und ihr verstörtes Gesicht mit unruhig forschenden Blicken ansah, sprach einige artige Dankesworte; dann folgte er den anderen, welche schon das Haus verlassen hatten.

Die Pferde wurden vorgeführt; sie waren unter den Bäumen ziemlich geschützt vor dem Regen geblieben. Die Herren hoben die Damen in den Sattel, und während von innen der Riegel klirrend vor die Thür des Hauses geschoben wurde, ritten die vier jungen Leute langsam über den aufgeweichten Feldweg der großen Landstraße zu.

Zweites Kapitel.

Die Natur schimmerte und funkelte in ihrem herrlichsten Schmuck, nachdem das Wetter vorübergezogen war; die Erde schien erquickt aufzuatmen, im Edelsteinglanz blitzten die Regentropfen an den Baumkronen des Laubwaldes, an dessen Seite der breite Weg nach Hagenberg sich hinzog. Die schrägen Strahlen der Abendsonne vergoldeten die grünen Wiesen und die weißen Dünen, und nur fern über dem Meere noch lagen die schwarzen Wolken, unter denen die weißen Häupter der vom Wettersturm aufgepeitschten Wellen schimmerten.

Die beiden jungen Herren atmeten mit tiefen Zügen die nach der Schwüle des Tages doppelt erquickende Luft ein und selbst Friedrich, der vorhin so ernst und schweigsam gewesen war, daß er den Unwillen der Gräfin Mathilde erregt hatte, ging jetzt heiter auf Axels fröhliche Plauderei ein, der die beiden Mädchen mit ihrem Aberglauben neckte und nach den Geheimnissen fragte, welche die Waldfee ihnen verkündet habe.

„Sie sah merkwürdig genug aus," rief er lachend; „ihr steinernes Gesicht und ihre starren Augen hatten etwas Gespenstisches, und wäre ich ihr statt in einem freundlichen und behaglichen Zimmer und in heiterer Gesellschaft einmal um Mitternacht allein in einer Höhle begegnet, so würde ihre Prophezeiung vielleicht auch Eindruck auf mich gemacht haben, aber bei Tag und unter Menschen sind meine Nerven für dergleichen nicht empfindlich."

Die beiden Mädchen gingen auf diesen Scherz nicht ein und schienen auch für die wunderbare Schönheit der Abendlandschaft keine Empfänglichkeit zu haben.

Mathilde hatte mit dem Herrn von Blomstedt die Rollen gewechselt, denn jetzt achtete sie kaum auf seine Worte, sie sah finster vor sich nieder und streifte ihn nur zuweilen seitwärts mit einem flüchtigen, fragenden und forschenden Blick, der fast drohend aufblitzte, den sie aber jedesmal schnell wieder zurückzog, sobald er Friedrichs klares Auge traf.

„Ist es wohl möglich," fragte Agnes, „daß es Menschen geben könnte, welche die Kraft besitzen, das zukünftige Schicksal anderer Menschen zu lesen? — Man kann doch nur lesen, was fest geschrieben ist und unabänderlich dasteht, und wäre es so mit unserer Zukunft, so gäbe es ja keine Freiheit des Willens, keine Schuld und Strafe mehr, und wenn der Abgrund sich vor uns öffnete, so müßten wir ohne Erbarmen vorwärts gehen, bis wir zerschmettert in die Tiefe stürzen, vor der nichts uns retten kann."

Sie schien in ängstlicher Spannung eine Antwort zu erwarten.

„Tollheit ist es — Tollheit!“ rief Axel. „Wer uns die Zukunft kündet, der will uns betrügen, um ein armseliges Almosen zu gewinnen oder uns zu verhöhnen und unserer leichtgläubigen Schwäche zu spotten. Wer es vermöchte, die Zukunft zu enthüllen, der wäre der Herr der Welt und würde wahrlich nicht wie jene schwarze Sibylle in einem einsamen, ärmlichen Hause unter den Bauern wohnen. Was hat sie euch denn so Wundersames gesagt in jenen wenigen Augenblicken, daß ihr beide die Köpfe hängen laßt, denn auch meine Schwester, die doch sonst nicht ebenso leicht einzuschüchtern ist, scheint befangen und erschrocken?“

Mathilde warf den Kopf auf und rief:

„Mir hat sie gesagt, was solche Wahrsagerinnen zu sagen pflegen — Reisen — Briefe mit guten und schlimmen Nachrichten — Feinde, die im Dunkeln schleichen und Freunde, die deren Anschläge zunichte machen; das alles könnte ich auch sagen. Diese Prophezeiungen sind ein sehr sicheres Geschäft, denn irgend etwas dergleichen trifft wohl bei jedem Menschen im Laufe einiger Zeit ein — mich ärgert es eigentlich nur, daß wir jener Person Gelegenheit gegeben haben, uns für so thöricht zu halten, daß wir an ihre Wahrsagekunst glauben könnten.“

„Und Agnes?“ fragte Axel, indem er forschend in das immer noch unruhig bewegte Gesicht seiner Braut blickte

— „Du siehst so trübe aus — hätte sie Dich durch irgend eine unglückliche Verkündigung erschreckt und wärest Du thöricht genug, Dich dadurch beunruhigen zu lassen? — Wir hörten einen Schrei —"

„Jene sonderbare Frau," fiel Agnes mit etwas unsicherer Stimme schnell ein, „verkündete mir einen Todesfall in der Familie, da unterbrach ich sie lebhaft, denn ich mochte nichts mehr hören."

„Das war sehr recht," sagte Axel, „noch besser freilich wäre es gewesen, jene Person gar nicht anzuhören — was sie Dir gesagt hat, ist übrigens auch eine sehr allgemeine und meist sehr sichere Prophezeiung, denn in jeder nur einigermaßen großen Familie kommt im Laufe einer gewissen Zeit wohl immer ein Todesfall vor, und da jene Sibylle wußte, wer wir waren, so wird ihr auch wohl bekannt gewesen sein, daß ihr eine sehr ausgedehnte und weit verzweigte Verwandtschaft habt — übrigens schien es mir, daß sie diese ganze Prophezeiungskomödie nur spielte, um uns wegen der Gerüchte über ihre Zauberkünste zu verspotten, von denen wir gesprochen haben."

„Es wird spät," rief Mathilde, welcher das ganze Gespräch peinlich zu sein schien, „die Sonne sinkt immer tiefer herab — laßt uns eilen, denn man wird uns erwarten und vielleicht über unser Ausbleiben unruhig sein."

Sie trieb ihr Pferd an und sprengte den übrigen voraus auf der breiten Landstraße dahin, welche sich nun mitten durch den herrlichen Eichen- und Buchenwald nach

Hagenberg wendete. Der scharfe Ritt schien ihr wohl zu thun und ihre Unruhe nach außen abzuleiten; ihre Augen funkelten, ihre Lippen öffneten sich dem scharfen Luftzug. Immer mehr trieb sie ihr Pferd an, es schien, als ob sie trotzig dem Kampf mit dem feindlichen Schicksal, das die Frau in dem einsamen Hause ihr verkündet, entgegensprengen wolle. Die übrigen folgten ihr und dem Sturmwind gleich flog der Reiterzug, als ob es ein Wettrennen gelte, auf den schnaubenden und schäumenden Pferden die langsam ansteigende Höhe hinauf.

Auf der breiten Terrasse des Schlosses von Hagenberg bereiteten die Diener den Theetisch unter einem großen Zeltdach von rot und weiß gestreiftem Leinen an einer Stelle, von welcher man eine besonders schöne Aussicht über die Blumenbeete des Gartens, die grünen Marschen, die weißen Dünen und das weite blaue Meer hatte.

Das Gewitter, wie das meist in diesen Gegenden der Fall, scharf abgegrenzt der Anziehungskraft des Meeres folgend, hatte die Höhe von Hagenberg nur mit dem äußersten Rande seiner Wolken durch einen feinen Sprühregen gestreift, so daß die Terrasse und der Garten nur leicht erfrischt waren. Lieblicher dufteten die Blumen und die blühenden Orangenbäume, heller schimmerten die grünen Blätter, und es wäre kaum möglich gewesen, sich ein schöneres Bild freundlicher Behaglichkeit und vornehmen, reich gediegenen Glanzes auszumalen, als es die vom Abendsonnenschein vergoldete Terrasse des stolzen, mit

allem Reiz der Natur und Kunst geschmückten Herrensitzes auf der Höhe am Meer darbot. Man hätte glauben können, sich an den Ufern des Golfs von Neapel zu befinden, so sehr traten in dieser schönsten Zeit des Jahres die Spuren des nordischen Klimas zurück.

Dem Schlosse gerade gegenüber öffnete sich über dem Flensburger Fjord hin der breite Ausfluß nach dem kleinen Belt, so daß hier die Meeresufer sich unbegrenzt nach dem Horizont erweiterten, während man weiter vorn die südliche Halbinsel von Sundewitt und weiter hinaus das Vorgebirge Birk und die nebelgraue Küste von Alsen erblickte, auf der man mit scharfem Auge die Silhouette der Stadt Sonderburg entdecken konnte.

Während die Diener den Theetisch arrangirten, gingen auf der andern Seite der Terrasse ein Herr und eine Dame, im Gespräch zuweilen stehen bleibend und in die schöne Abendlandschaft hinausblickend, auf und nieder.

Der Baron von Blomstedt war einige fünfzig Jahre alt; er trug einen Sommeranzug von modischer Eleganz, ein kleiner Strohhut bedeckte sein Haupt mit dem leicht ergrauenden, dichten Haar. Seine hohe, kräftige und schlanke Gestalt war noch jugendlich leicht in Haltung und Bewegung, ohne daß er sein Alter in irgendwelcher gekünstelten Weise zu verbergen suchte, sein Gesicht mit den blauen, etwas tief liegenden Augen und dem kurz gehaltenen blonden Bart zeigte mehr die Spuren leidenschaftlicher Erregungen und Kämpfe als der Jahre; auf seinen Zügen

lag der Ausdruck einer festen, rücksichtslosen Willenskraft und eines starken, hochmütigen Selbstbewußtseins.

An seiner Seite schritt die Gräfin Stören, eine etwas volle, aber doch noch leichte und elegante Gestalt in einer dunkelbraunen Seidenrobe, einen Spitzenmantel leicht um die Schultern geworfen; ihr Haar, das ein weiter Gartenhut bedeckte, war noch voll und von glänzendem Schwarz; ihr feines Gesicht mit den dunklen, blitzenden Augen, dem braunen Teint und dem leichten schwarzen Flaum auf der Oberlippe ließ auf eine südliche Abstammung schließen, und in der That war die Gräfin eine Französin aus dem alten Geschlecht der Marquis von Haut-Brion. Der vor einigen Jahren gestorbene dänische Graf Stören hatte sie in Paris kennen gelernt und sich mit ihr vermählt, obgleich sie als jüngere Tochter ihres Hauses ihm keine Mitgift mitbrachte, die er wohl hätte brauchen können, da er bei seinem geringen Vermögen nur von seinem Gehalt lebte.

Trotz ihrer beschränkten Verhältnisse hatten der Graf und die Gräfin von Stören in der Gesellschaft von Kopenhagen eine hervorragende Stellung eingenommen, der König Friedrich der Siebente war in persönlicher Freundschaft mit dem Grafen verbunden, und dessen Gemahlin gab durch ihren reichen Geist und ihre französische Anmut auch nach seinem Tode noch immer in der vornehmen Gesellschaft den Ton an. Der Baron von Blomstedt war ein Jugendfreund des Grafen gewesen, hatte mit diesem schon als Page im Hofdienst gestanden und beide hatten

schon seit Jahren in der Hoffnung gelebt, ihre Kinder mit einander zu verbinden, da der Baron reich genug war, auch seiner Tochter, trotzdem sein Grundbesitz Majorat war, ein glänzendes Vermögen auszuwerfen.

Die Verlobung des Grafen Axel mit Agnes hatte diesen Plan zum Teil in Erfüllung gebracht und um so eifriger wünschte der Baron nun auch seinen Sohn mit der Gräfin Mathilde zu verbinden, um seinen Lieblingsplan vollständig durchzuführen und die Erbfolge seines Besitzes seinen Wünschen gemäß gesichert zu sehen.

Dieser Gegenstand, der ihn lebhaft beschäftigte, bildete auch den Inhalt seines Gesprächs mit der Gräfin, welche in die Pläne ihres verstorbenen Gemahls eingeweiht war und sich für ihre Kinder keine bessere Zukunft wünschen konnte, als die Verbindung mit dem reichen Hause des Barons von Blomstedt.

„Ich begreife nicht," sagte der Baron, indem er unmutig sein spanisches Rohr in den feinen Silberkies stieß, „daß Friedrich sich noch immer nicht erklärt, obgleich er doch stets voll Aufmerksamkeit für Mathilde ist, so daß man fast an seine Neigung glauben müßte. Wo könnte er auch unter allen Damen des Landes eine schönere und liebenswürdigere Gemahlin finden, welche geeigneter wäre, die Stellung auszufüllen, zu der er in der Gesellschaft berechtigt ist — und," fügte er galant hinzu, „dereinst die Nachfolgerin ihrer Mutter zu werden in der Herrschaft über den guten Ton und den feinen

Geschmack. Zwar kennt er unsere Pläne nicht — man muß von dergleichen niemals sprechen, um nicht den Widerspruch wach zu rufen, der so tief in der menschlichen Natur begründet ist — aber er kennt doch meine Freundschaft für Sie und weiß ganz gut, daß seine Verbindung mit der lieben Mathilde mir nur Freude machen könnte."

„Warum so ungeduldig, mein lieber Blomstedt?" sagte die Gräfin, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte; „unsere Kinder sind ja noch so jung, daß sie wahrlich nicht nötig haben, sich zu übereilen — ich zweifle durchaus nicht, daß alles sich nach unseren Wünschen fügt, denn die Kinder sind ja mit einander aufgewachsen und alles spricht dafür, daß die Jugendfreundschaft in ihrem Herzen nicht vergessen ist; aber das alles muß sich erst ordnen, sie müssen sich zurechtfinden — Friedrich war lange abwesend auf der Universität und auf Reisen, da sind sie sich wohl etwas fremd geworden. Mathilde ist eine feurige, heftige Natur, sie neckt und spottet gern — Friedrich ist verschlossen, ernst, träumerisch — so verschiedene Charaktere verstehen sich nicht gleich, sie stoßen sich zunächst ab, um sich demnächst stärker anzuziehen. Die Liebe zwischen gleichartigen Charakteren ist oft eine Täuschung und verflüchtigt sich schnell — ungleiche Naturen ergänzen sich und schließen sich, wenn sie sich erst gefunden und verstanden haben, um so inniger aneinander."

„Sie sind gewöhnt, meine Freundin," sagte der Baron kopfschüttelnd, „keine Schwierigkeiten anzuerkennen, und

Sie haben vielleicht mehr Recht dazu als andere, weil alles sich Ihrem Willen stets gefügt hat. Mir macht die Sache ernstere Sorgen. Mein Sohn neigt zu einem träumerischen Idealismus — seine schwärmerische Natur verleugnet das süddeutsche Blut nicht — bei einer Dame hätte das weniger zu sagen, aber ein Mann kann leicht auf Abwege geraten, wenn er den Phantomen folgt, welche ideale Wallungen vor seinem Blick aufsteigen lassen. Ich finde ihn verändert, seit er von der Universität zurückgekommen ist, ich hätte ihn nicht nach Göttingen schicken sollen; dort ist ja der Sitz dieser unglücklichen Deutschtümelei, welche unsere Herzogtümer zu einem Spielzeug deutscher liberaler Professorenweisheit machen möchte und uns schon einmal so großes Unheil brachte. Ich fürchte, er ist ein wenig davon angesteckt, er zögert, an den Hof zu gehen, wo er sich schon hätte vorstellen lassen sollen, und käme dazu etwa noch irgend ein schmachtendes Gretchen, das ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen verstände, so würde es bei seinem stillen, verschlossenen und doch eigenwilligen Wesen große Mühe kosten, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen."

„Sie machen sich unnütze Sorge, mein Freund," sagte die Gräfin lächelnd, „obgleich ich nun schon eine alte Frau geworden bin, so habe ich doch noch ein unerschütterliches Zutrauen zu der Kraft von zwei schönen Augen, und obgleich man im allgemeinen sagt, daß meine Tochter Mathilde mir gleiche, so bin ich doch unbescheiden genug, ihre Augen

nicht zu den häßlichen zu rechnen. Lassen Sie den Kindern Zeit, sich zu finden, ich bin überzeugt, sie sind auf dem besten Wege dazu, und ich bin gewiß, daß Mathilde der beste Arzt für Friedrichs Schwärmerei sein wird; sie wird ihn von den kalten, wesenlosen Phantomen zu der warmen Poesie der Wirklichkeit zurückführen und auch davor nicht zurückschrecken, wenn sie das Bild irgend eines schmachtenden Gretchens aus seinem Herzen vertreiben müßte. Doch da sind die Kinder," unterbrach sie sich, auf die große Treppe deutend, welche von dem Speisesaal nach der Terrasse führte und auf welcher soeben die vier jungen Leute erschienen; „war es nicht schon ein Beweis von der Herrschaft, welche Mathildens Augen über Ihren Sohn übten, daß er sogleich gegen Axels Widerspruch diesen Ritt nach Glücksburg verteidigte, der eigentlich eine Thorheit war, den ich aber doch erlaubte, weil es ja unseren Plänen nur förderlich sein kann, wenn die jungen Leute so ungezwungen als möglich miteinander verkehren, damit sie den Ton ihrer Jugendfreundschaft wiederfinden?"

Die beiden jungen Mädchen mit ihren Brüdern waren herangekommen.

„Ich fürchtete, das Wetter würde euch überrascht haben," sagte der Baron, „es muß über euren Weg gezogen sein, soweit ich seine Richtung verfolgen konnte."

„Wir waren auch in der größten Gefahr, vom Blitz erschlagen oder vom Regen ertränkt zu werden, aber wir haben Obdach gefunden in einem einzelnen Hause in der

Nähe des Dorfes dort hinter dem Walde bei einer geheimnisvollen Frau, von welcher die Leute erzählen, daß sie eine Hexe sei," rief Mathilde mit einem heiteren Lachen, das ein wenig erkünstelt war.

„Ich habe davon gehört," sagte der Baron leichthin, „daß eine unbekannte Fremde sich dort niedergelassen hat und daß man," fügte er mit spöttischem Lächeln hinzu, „sie für eine Zauberin oder eine verfolgte Prinzessin hält. Ich habe mich weiter nicht darum gekümmert und bin nicht neugierig — die Behörden werden ja wohl ihre Legitimation geprüft haben und ihren Namen kennen, und wenn man da nachfragen wollte, so würde sich wahrscheinlich ein sehr prosaischer Kern aus dieser romantischen Hülle herausschälen."

Axel erzählte dann, daß die beiden jungen Mädchen sich von der geheimnisvollen Fremden hatten wahrsagen lassen.

Der Baron schüttelte mißbilligend den Kopf.

Dem scharfen Blick der Gräfin entging es nicht, daß ihre Tochter unruhig und befangen war, aber ein zufriedenes Lächeln glitt über ihre Lippen, sie mochte glauben, daß der ungezwungene Verkehr auf dem Spazierritt die von ihr vorausgesetzte Wirkung gehabt und die beiden jungen Leute einander näher gebracht habe.

Schnell eilten die Damen davon, um ihre Reitkostüme abzulegen und bald darauf in leichten Sommerkleidern zurückzukehren.

Der Kammerdiener meldete, daß der Theetisch bereit sei, und die kleine Gesellschaft nahm unter dem Zeltdach auf bequemen Korbstühlen Platz.

Die Sonne war allmälich hinabgesunken, aber die Natur verlor dadurch nichts von ihrer Schönheit, denn der heraufsteigende Mond mischte seine silbernen Strahlen mit dem purpurnen Abendrot und ließ seinen zitternden Widerschein wie einen breiten Lichtstrom auf den Meereswellen flimmern.

Die Gräfin Stören führte die Konversation mit geistvoller Anmut und wußte, leicht von einem Gegenstande auf den andern überspringend, selbst den sonst so ruhigen und fast verschlossen zurückhaltenden Friedrich zu einer lebhaften Unterhaltung anzuregen, welche ihn seine reichen Kenntnisse, seinen scharfen und klaren Geist und seine warme Empfindung in überraschender Weise entwickeln ließen, doch vermied sie es sorgfältig, das Abenteuer zu berühren, welches die jungen Leute auf ihrem Ritt am Nachmittage erlebt hatten, da sie mit feinem Instinkt fühlte, daß dabei etwas vorgefallen sein müsse, was den einen oder den andern peinlich bewegte.

Mathilde hing mit feurigen, fast bewundernden Blicken an Friedrichs bewegtem Gesicht — der junge Mann war ihr noch nie so vielseitig anregend und interessant erschienen als an diesem Abend, und auch der alte Baron Blomstedt schien mit seinem Sohn zufrieden zu sein und nickte zuweilen mit flüchtigem Lächeln, wenn die Gräfin ihn mit

einem fragenden und zugleich triumphirenden Blick streifte, während Axel und Agnes Hand in Hand seitwärts saßen und, in die mondbeleuchtete Ferne hinausblickend, sich zuweilen ein leises Wort zuflüsterten.

Ein Lakai brachte die Posttasche von der nächsten Station. Sie enthielt heute nur die neuen Zeitungen. Der Baron bat um die Erlaubnis, dieselben durchfliegen zu dürfen, und während die übrigen ihre Unterhaltung fortsetzten, durchblätterte er flüchtig die Journale.

Plötzlich warf er das Blatt, das er gelesen, fort und rief mit einer Heftigkeit, welche bei der vornehmen, kalten Ruhe, die er sonst stets bewahrte, um so auffallender war:

„Ha, das ist in der That zu viel! Will doch dieser deutsche Bund, der unter seinen eigenen Gliedern die Einigkeit nicht herzustellen vermag, sich abermals in unsere Angelegenheiten mischen und mit hochmütigem Machtgebot uns seine Herrschaft aufdrängen, die er doch in seinem eigenen Gebiet nicht einmal behaupten kann.“

Die Unterhaltung stockte bei dem heftigen Ausbruch des Barons.

„Was ist geschehen?“ fragte die Gräfin; „kommt diese leidige und langweilige Politik schon wieder, um alle Anmut und allen Reiz des Lebens zu zerstören!“

„Was ist geschehen?“ fragte auch Axel, und Friedrich heftete die brennenden Blicke fragend auf seinen Vater.

„Der deutsche Bund,“ sagte der Baron, das Zeitungsblatt wieder aufnehmend, mit grimmigem Ton, indem ein

bitteres, spöttisches Lächeln seine Lippen umzuckte, „der deutsche Bund hat beschlossen, unsere Regierung aufzufordern, daß sie die neue Verfassung für Dänemark und Schleswig aufheben solle, und hat im Weigerungsfalle mit der Bundesexekution gedroht.“

„Das ist stark,“ rief Axel aufspringend, „eine Bundesexekution! Haben denn die Herren in Frankfurt das Jahr 1848 schon so ganz vergessen, welches sie doch hätte belehren sollen, vor ihrer eigenen Thür zu kehren?! Nun, wir wollen sie erwarten, diese Exekutionsarmee, zu der Reuß und Liechtenstein ihren halben Mann stellen werden -- diese neue Auflage der alten Reichsarmee, welche auseinander flog, wenn Friedrich der Große eine Prise Spaniol in die Luft warf — vielleicht wollen sie uns ihre Turner und Sänger herschicken, um uns mit langweiligen Reden und vierstimmigen Liedern in die Flucht zu schlagen — sie sollen aber die Zähne und die Pranken des dänischen Löwen fühlen!“

„Hat denn aber,“ sagte Friedrich, bleich, mit aufleuchtenden Blicken, „hat denn aber der deutsche Bund nicht das Recht zu seinem Verlangen, sollen nicht die Herzogtümer Schleswig und Holstein ewig ungeteilt bleiben nach den alten Verbriefungen, und ist es nicht eine Verletzung unseres alten Landesrechts, daß wir von Holstein getrennt und unserer Selbständigkeit beraubt werden sollen?“

„Das magst Du sagen,“ rief Axel mit funkelnden Augen, fast drohend gegen Friedrich gewendet, „Du, ein

dänischer Edelmann, magst die deutsche Frechheit auch nur entschuldigen? — Wahrlich, man merkt, daß Du auf einer deutschen Hochschule das Staatsrecht studirt hast, wie sie es nennen, das nur dazu geschrieben ist, um Schwarz in Weiß oder Recht in Unrecht zu verkehren. Ich kümmere mich nicht um die alten Pergamente, aber ich fühle doch, was recht ist, und mein Degen zuckt in meiner Hand, wenn eine fremde Macht in kecker Herausforderung es wagt, die Ehre meiner Nation zu verletzen!"

Friedrichs Gesicht wurde noch bleicher, kalt und stolz hielt er Axels drohenden Blick aus und sagte mit ruhiger, fester Stimme:

„Recht muß Recht bleiben, wenn es auch die Eitelkeit des dänischen Volkes verletzen mag, zu dem ich nur deshalb gehöre, weil mein Herzog König von Dänemark ist!"

Axel zitterte, ein heftiges Wort schien auf seinen bebenden Lippen zu schweben; aber Agnes und Mathilde waren zugleich aufgesprungen, Angst und Schrecken lagen auf ihren entsetzten Mienen.

Agnes ergriff die Hand des Verlobten, flehend sah sie mit ihren thränenschimmernden Augen zu ihm auf, ohne ein Wort zu sprechen, zog sie ihn zurück zu seinem Sitz, und obgleich seine Wangen noch glühten und seine Augen noch drohend funkelten, folgte er doch der Führung der geliebten Hand.

Mathildens Mutter sagte sanfter als sonst mit vorwurfsvollen Blicken:

„Aber, Herr von Blomstedt, wie mögen Sie dem deutschen Hochmut einen Schein von Recht zusprechen? — Ich verstehe nichts von Politik, aber mein Herz wallt empört auf bei dem Gedanken einer solchen Anmaßung, die eine Beleidigung unseres Königs ist!"

„Wahrhaftig, Mama hat recht," rief Mathilde, „die Politik stört alle Geselligkeit, und darum ist es gewiß besser, wir verbannen sie aus unseren Gesprächen."

„Sie haben recht, Gräfin Mathilde," sagte Friedrich mit einer fast kalten Höflichkeit, „hier ist ja nicht der Ort, wo solche Frage entschieden werden kann, sie gehört nicht vor die Damen."

„Nein," sagte der alte Baron Blomstedt, indem er seinen Sohn mit einem strengen und zugleich traurigen Blick ansah, „das Gespräch gehört nicht vor die Damen, obgleich Gräfin Mathilde bewiesen hat, daß auch die Damen Gefühl für die Beleidigung der nationalen Ehre haben."

„Bei Gott, mein Vater," rief jetzt Friedrich, indem auch seine Wangen sich mit flammender Röte färbten, „dies Gefühl fehlt mir nicht und es hat sich schon lange in meiner Brust empört bei dem Gedanken, daß unser Herzog umstrickt ist von der dänischen Demokratie, daß er unserem freien und stolzen Volk die Gesetze der Advokaten in Kopenhagen aufzudrängen gezwungen wird."

„Das ist traurig, mein Sohn," erwiderte der Baron, immer mit demselben stolzen und traurigen Blick, „niemand

kann das mehr beklagen als ich, aber dieser Zustand ist vorübergehend, parlamentarische Majoritäten wechseln — auch unsere Zeit wird wiederkommen, und wir werden wieder als die ersten Räte neben dem Thron des Königs stehen, wie es unsere Vorfahren thaten. Das ist unsere Sache, die wir mit eigener Kraft auf eigenem Boden ausfechten müssen, aber jener deutsche Bund hat kein Recht, sich da hinein zu mischen. Waren seine Beschlüsse nicht bestimmt von dem Geschrei der demokratischen Vereine in Deutschland, und würden wir nicht in schlimmere Knechtschaft verfallen, wenn wir diesem Bundestag in Frankfurt unterworfen wären, der sich im Jahre 1848 selbst nicht zu schützen vermochte? Ja, stünde wie in alten Zeiten ein mächtiges deutsches Reich da unter einem Kaiser, wie es Barbarossa, wie es selbst noch Karl V. war, dann würde ich vielleicht stolz unter meinem Herzoge dem kaiserlichen Banner Heeresfolge leisten — jetzt aber wahrlich ziemt es unserem edlen Herzogtum mehr, ein starker Stein im dänischen Staatsbau zu sein, als ruhmlos herabgerissen zu werden in den Trümmerhaufen des deutschen Bundes. Doch jetzt genug davon!" sagte er kurz und befehlend; „die Gräfin Mathilde hat recht, die Politik gehört nicht hieher und die Damen mögen uns verzeihen, daß wir so ungalant waren, davon zu sprechen."

„Nun, das ist das erste vernünftige Wort," sagte die Gräfin Stören lachend, „das ich höre, seit diese unglücklichen Zeitungen hieher gekommen sind."

Sie bewegte die Glocke auf dem Theetisch.

Einer von den im Speisezimmer wartenden Lakaien eilte heran.

Die Gräfin befahl ihm mit einer gewissen scherzhaften Feierlichkeit, die Zeitungen fortzutragen, und dann begann sie wieder so allerliebst und anregend zu plaudern, daß es ihr gelang, wenigstens äußerlich die frühere Behaglichkeit wieder herzustellen.

„Es wird kühl,“ sagte sie nach einiger Zeit, „wir wollen auf und nieder gehen, das Panorama ist anziehender und wechselnder, wenn man es von verschiedenen Seiten betrachtet.“

Sie nahm den Arm des Barons und führte denselben auf der Terrasse fort.

Axel folgte mit Agnes, welche ihm, ein wenig zurückhaltend, zuflüsterte:

„Ich bitte Dich, wenn Du mich liebst, so sprich nicht wieder mit meinem Bruder über Politik — o, mein Gott! Ich möchte euch nie wieder so einander gegenüberstehen sehen.“

„Sei ruhig, meine Geliebte,“ erwiderte Axel, ihre Hand an seine Lippen ziehend, „ich habe mit der Politik nichts anderes zu thun, als wenn die Herren von der Feder in Frankfurt am Main uns mit ihren geschriebenen Rechten schrecken möchten, dann mit der Waffe in der Hand das ungeschriebene Recht, die Ehre meines Königs, zu verteidigen. Dein Bruder aber wird auch bald wieder

gesund werden von der Professorenkrankheit, die er sich in Deutschland geholt hat. Ich schwöre Dir, daß ich nie mit ihm darüber sprechen und ihn allein seinem Genesungsprozeß überlassen werde.“

Er zog die Hand des zitternden Mädchens an seine Lippen und führte sie, leise Liebesworte ihr zuflüsternd, auf der mondbeleuchteten Terrasse fort.

Friedrich war mit Mathilde allein geblieben, er bot ihr den Arm; er begann eine Unterhaltung mit ihr, aber diese Unterhaltung war matt und inhaltslos und bewegte sich nur um gleichgiltige Dinge.

Mathilde antwortete gereizt und ungeduldig, dann spöttisch und verletzend, und hätte Friedrich einmal nur den Blick ihrem schönen Gesicht zugewendet, so würde er selbst bei dem unsichern Mondlicht haben bemerken können, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Endlich, nachdem sie einigemale die Terrasse auf und nieder gegangen waren, riß sie sich ungestüm von seinem Arm los und eilte ihrer Mutter entgegen.

„Ich fühle mich angegriffen, Mama,“ sagte sie, „es war so heiß heute nachmittag, die kühle Abendluft ist mir nicht dienlich, Du erlaubst wohl, daß ich mich zurückziehe!“

Ehe noch ihre Mutter antworten konnte, hatte sie bereits dem Baron gute Nacht gewünscht, und ohne Friedrich, der in einiger Entfernung zurückgeblieben war, zu beachten, eilte sie in das Schloß zurück.

„Nun, Gräfin, hatte ich recht,“ sagte der Baron,

„glauben Sie noch, daß mein Sohn so leicht zu lenken und zu führen sein wird nach unseren Plänen?“

„Welcher junge Mann,“ erwiderte die Gräfin, „verfällt nicht irgend einer thörichten Verirrung in seinem Alter — die Hand der Frau führt ihn am besten zurück — man muß so etwas nicht tragisch nehmen.“

Sie schien keine Neigung zu haben, das Gespräch weiter fortzusetzen.

„Es ist in der That frisch,“ sagte sie, „und wir beginnen unsern Tag hier auf dem Lande so früh.“

Der Baron führte sie, ohne ein Wort der Erwiderung, artig dem Schlosse zu, dann rief er Agnes, die sich nach einem flüchtigen, aber nicht minder zärtlichen Abschied von Axel der Gräfin anschloß, um sie nach ihrem Zimmer zu führen.

Mit einem stummen Händedruck verabschiedete sich der Baron und die beiden jungen Leute von einander und ein jeder zog sich in sein Zimmer zurück; unruhige Gedanken bewegten noch lange die Bewohner des Schlosses Hagenberg, während draußen langsam der Mond sich herabsenkte zu den schimmernden Fluten des leise herüberrauschenden Meeres.

Drittes Kapitel.

Der nächste Tag brachte weniger Verlegenheit und Unbehaglichkeit, als man es nach den peinlichen Vorgängen des Abends hätte erwarten sollen. Was auch jeder einzelne in der kleinen, auf dem Schlosse Hagenberg versammelten Gesellschaft in sich tragen mochte, mußte wohl in der Stille der Nacht durchgearbeitet und abgeklärt sein, und bei allen schien der gleiche Entschluß zu bestehen, nichts von dem, was die Gedanken und Empfindungen bewegen mochte, in die äußere Erscheinung treten zu lassen.

Der Baron zeigte nicht die geringste Veränderung in seinem freilich ohnehin kalten und förmlich abgemessenen Wesen. Die Gräfin Stören schien unter der sprudelnden Flut ihrer geistvollen, bald ernsthaften und inhaltreichen, bald neckisch dahingaukelnden Konversation alles hinwegspülen zu wollen, was etwa noch von der Verstimmung des Tages übrig sein mochte, und auch Friedrich, der in tiefer Ehrerbietung gegen seinen Vater aufgewachsen war

und trotz dessen kaltem und strengem Wesen ihn aufrichtig liebte, war augenscheinlich bemüht, durch heitere Teilnahme an der Unterhaltung den Mißklang des gestrigen Abends wieder verschwinden zu lassen, vielleicht mochte er auch fürchten und zu vermeiden suchen, daß das Gespräch wieder der Politik sich zuwende, und er ging daher eifrig auf alle launigen Einfälle, alle herausfordernden Paradoxen und alle ernsten Probleme der Gräfin ein, so daß die Unterhaltung an dem gemeinsamen Frühstückstisch in dem großen Speisesaal an der Schloßterrasse an diesem Morgen belebter und angeregter war als sonst jemals.

Agnes und Axel waren miteinander beschäftigt. Bei Mathilde allein hätte man noch eine Nachwirkung der Eindrücke des vergangenen Abends voraussetzen können. Sie sah ein wenig blaß aus und die leichten, bläulichdunklen Ringe, welche ihre glänzenden Augen umgaben, konnten wohl auf eine schlaflos verbrachte Nacht schließen lassen. Sie zeigte in ihrem Wesen bald gleichgiltige Ermüdung, bald eine nervöse Reizbarkeit, und alle Bemerkungen, die sie in die Unterhaltung mischte, hatten, namentlich wenn sie gegen Friedrich gerichtet waren, einen scharfen und verletzenden Stachel, doch wußte ihre Mutter mit gewandter Sicherheit ihren heftigen und gereizten Ausfällen stets eine freundlich harmlose oder scherzhafte Wendung zu geben, so daß die allgemeine Harmonie niemals gestört wurde.

Die Nachricht von dem Beschluß der deutschen

Bundesversammlung hatte eine nicht geringe, wenn auch nur unter der Oberfläche dumpf gärende Aufregung im Lande hervorgerufen, die zahlreichen deutschgesinnten Kreise, in welchen noch vom Jahre 1848 her die ungestillte Sehnsucht nach der Unabhängigkeit der deutschen Herzogtümer von der dänischen Herrschaft nicht erstorben war, faßten, wenn auch zagend und schmerzlich sich der früheren Enttäuschung erinnernd, neue Hoffnungen; aber nur im engsten Kreise, vorsichtig vor der überall thätigen dänischen Polizei sich verbergend, kamen solche Gesinnungen zu Worte und um so lauter machte sich der Zorn der Dänen und derjenigen, welche es aus Furcht oder Berechnung mit der Kopenhagener Regierung hielten, geltend. Die großen und kleinen Zeitungen flossen über von Entrüstung, Schmähungen und Hohn gegen den deutschen Bund und seine Beschlüsse, überall hörte man die dänischen Nationallieder und von manchen Häusern in den Städten und Dörfern wehten Fahnen in den dänischen Farben.

Zahlreiche Besuche fuhren im Laufe des Tages in Hagenberg vor, die Edelleute von den benachbarten Gütern, welche alle fast ohne Ausnahme einen feurigen Dänenpatriotismus zur Schau trugen, kamen einer nach dem andern, um über das wichtige Ereignis und seine möglichen Folgen die Ansicht des Baron von Blomstedt zu hören und nach dessen Haltung die ihrige zu bestimmen; denn des Barons Wort und Meinung galten in den

Kreisen seiner Standesgenossen als maßgebend, weil er der reichste und mächtigste Grundbesitzer der Gegend war und außerdem durch seine Stellung zum Hof und durch die vielfachen Beziehungen, welche er auf seinen Reisen in der diplomatischen Welt der europäischen Hauptstädte angeknüpft hatte, als besonders wohl unterrichtet und kompetent in allen politischen Fragen angesehen wurde.

Der Baron erklärte allen Ratsuchenden mit seiner gewohnten kaltblütigen Ruhe und klaren Schärfe, daß der aufregende Beschluß der Bundesversammlung nach seiner Ueberzeugung eine Rechtsverletzung sei, da der deutsche Bund staatsrechtlich nur mit Holstein, niemals aber mit Schleswig zu thun habe, außerdem aber sei der Beschluß und die Androhung von der Bundesexekution eine thörichte Herausforderung, welche auf ihre Urheber ebenso demütigend zurückfallen werde, wie dies im Jahre 1848 geschehen sei. Da das Recht Dänemarks durch das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 zweifellos von der Garantie Europas festgestellt sei, so würden die Großmächte niemals eine Verletzung dieses Rechts dulden, und selbst Oesterreich und Preußen, ohne welche der deutsche Bund nur eine lächerliche Komödie sei, wären an das Londoner Protokoll gebunden und würden durch ihre europäischen Rücksichten selbst gezwungen werden, den Herrschgelüsten des deutschen Bundes rechtzeitig einen Kappzaum überzuwerfen, bevor dieselben zu ernsthaften Konflikten führen könnten.

Die sämtlichen Herren, welche nach Hagenberg gekommen

waren, wurden durch die Aeußerungen des Barons vollständig beruhigt oder gaben sich wenigstens den Anschein, es zu sein. Man beschloß allseitig, sich in fester Loyalität um den Thron zu scharen, der ganzen Sache äußerlich so wenig Bedeutung beizulegen als möglich und sich nur zu neuen Anstrengungen zu verbinden, um von innen heraus die demokratische Herrschaft in Kopenhagen zu brechen und das alte aristokratische Regiment wieder zurückzuführen, unter welchem sich gerade der Adel der deutschen Herzogtümer so wohl befunden hatte.

Friedrich hielt sich mit ängstlichem Eifer von der Unterhaltung mit den Herren zurück, um nicht gezwungen zu werden, sich über die großen Tagesfragen, welche alle beschäftigten, aussprechen zu müssen, und um dies auf die natürlichste und am wenigsten auffällige Weise thun zu können, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit den Damen.

Da nun die Gräfin Stören häufig in die Gespräche der Herren hineingezogen wurde, wenn sie auch ihrerseits so viel als möglich politische Aeußerungen vermied, so kam es, daß Friedrich fast den ganzen Tag über sich mit Mathilde beschäftigte, und er that dies um so angelegentlicher, je natürlicher er seine Zurückhaltung von dem Herrenkreise erscheinen lassen wollte.

Es mußte so den Anschein gewinnen, als ob er der jungen, schönen Gräfin eifrig den Hof mache. Mathildens Laune besserte sich sichtlich, sie neckte und spottete wohl noch, aber sie war nicht mehr bitter und verletzend,

und wer die beiden jungen Leute beobachtete, der konnte kaum etwas anderes glauben, als daß ihre Herzen sich ebenso zu einander gefunden hätten, wie dies bei Axel und Agnes der Fall war.

Die Gräfin, welche bei aller anscheinenden Unbefangenheit ihre Tochter und Friedrich unausgesetzt beobachtete, schien dies ebenfalls zu glauben; sie lächelte zufrieden und machte in einer flüchtig dem Baron zugeflüsterten Bemerkung auch diesen auf den innigen Verkehr seines Sohnes mit Mathilde aufmerksam.

Der Baron begann darauf die beiden ebenfalls zu beobachten und schien auch seinerseits mit seinen Wahrnehmungen so zufrieden, daß ein freudiger Schimmer über sein stolzes Gesicht flog und er gelegentlich seinem Sohn einige freundliche und herzliche Worte sagte. Die Fremden aber, welche die beiden Paare ebenfalls mit der neugierigen Aufmerksamkeit verfolgten, welche in jeder Gesellschaft, noch mehr aber auf dem Lande zu Hause ist, wo es so häufig an pikanten Gesprächsstoffen fehlt, trugen fast sämtlich die Nachricht mit in das Land hinaus, daß der junge Baron Blomstedt und die Gräfin Mathilde Stören nunmehr miteinander einig seien und daß die Verkündigung der Verlobung in nächster Zeit zu erwarten wäre.

Es stellte sich also im Laufe dieses bewegten Tages eine ziemlich freundliche und harmonische Stimmung her, und als der letzte Besuch am Abend wieder fortfuhr, blieb die kleine Gesellschaft der Schloßbewohner von Hagenberg

freundlich und heiter beisammen, nur hielt sich der Baron von jeder Berührung politischer Fragen, welche ja während des Tages genugsam erörtert waren, zurück, ebenso wie Friedrich und Axel jede unmittelbare Unterhaltung mit den anderen vermieden, was wieder Veranlassung war, daß Agnes, welche die beiden scharf beobachtete, zuweilen eine peinliche und schmerzliche Unruhe in sich verbarg.

Nur einige Tage noch blieb die Gräfin Stören mit ihren Kindern auf Hagenberg. Axel wurde zum Dienst zurückberufen, da die Regierung in Kopenhagen, wenn sie auch die angedrohte Bundesexekution nicht als ein besonders dringendes und gefährliches Ereignis ansah, doch mit entschlossenem Nachdruck die Wehrkraft des Landes in Bereitschaft setzen wollte.

Die Gräfin ihrerseits, so zufrieden sie auch mit ihren Beobachtungen war, hielt es dennoch für zweckmäßig, die beiden jungen Leute, welche sie, der Verabredung ihres Mannes mit dem Baron Blomstedt entsprechend, miteinander zu verbinden wünschte, eine Zeit lang von einander zu trennen; sie glaubte aus dem besonderen Eifer, mit welchem Friedrich um Mathilde beschäftigt war, schließen zu dürfen, daß aus der Erinnerung an die alten Beziehungen der Kindheit die von ihr gewünschte Neigung sich zu entwickeln beginne, und war nach ihrer Menschenkenntnis der Meinung, daß bei einer so ruhigen, träumerischen Natur, wie sie Friedrich nach ihrer Schätzung besaß, die zeitweise Trennung die Wirkung des scharfen

Luftzuges haben werde, der einen glimmenden Funken zu heller Flamme aufschlagen läßt.

Am Tage vor ihrer Abreise fand sie ihre Tochter, als sie unerwartet in deren Zimmer trat, in Thränen. Obwohl sie auch als eine kluge, lebenserfahrene Frau den Thränen junger Mädchen keine große Bedeutung beilegte, so war doch der Schmerz, den sie in den Zügen ihrer Tochter las, so ernst und tief, daß sie mit natürlicher Besorgnis nach der Ursache dieser Thränen fragte.

„Ich weine nicht," rief Mathilde aufspringend, indem sie schnell mit der Hand über ihre Augen fuhr, „ich hatte lange auf das Meer hinausgeblickt, das hat mich geblendet."

Die Gräfin erfaßte die Hand ihrer Tochter und sagte:

„Täusche mich nicht, Du weinst, und wenn eine Frau weint, so muß sie lieben oder hassen, wenn sie nicht eine sentimentale Thörin ist, zu der Du, Gott sei Dank, keine Anlagen hast und zu der ich Dich nicht erzogen habe. Du liebst Friedrich —"

„Nein," unterbrach sie Mathilde heftig, „nein — nein," wiederholte sie, mit dem Fuß auf den Boden tretend und trotzig den Kopf aufwerfend.

„Warum willst Du mir leugnen," fragte die Gräfin lächelnd, „was doch meinem Blick nicht entgehen kann — warum willst Du Dich gegen eine Liebe sträuben, die doch wahrlich kein Unglück ist und da Du doch wissen kannst, daß eurer Liebe kein Hindernis im Wege steht?"

Mathilde sah sie mit großen Augen voll schmerzlicher Verwunderung an.

„Würde er mich lieben?“ fragte sie bitter und fast vorwurfsvoll, „willst Du meiner spotten, Mama — daß Du das sagen magst? — O, das ist nicht recht von Dir!“ Und von neuem füllten sich ihre Augen mit Thränen, die sie mit trotziger Bewegung zu trocknen versuchte.

„Mein Kind,“ sagte die Gräfin freundlich, „Dein Gefühl muß sehr groß und sehr stark sein, daß Du so trübe Zweifel hegen magst. Ich habe doch gesehen, daß Friedrich sich nur mit Dir beschäftigte, daß er voller Aufmerksamkeit ist, daß er jede Gelegenheit sucht und benützt, um sich mit Dir in traulichem Gespräch zurückzuziehen.“

„Mit wem sollte er denn sonst sprechen,“ fragte Mathilde höhnisch, „da er seinem Vater aus dem Wege geht, um eine Wiederholung der Scene von neulich abends zu vermeiden, und da Axel und Agnes genug miteinander zu thun haben? Und glaubst Du, daß ich es nicht sehen oder es nicht fühlen würde, wenn er mich wirklich liebte? Nein, bei Gott, er denkt so wenig an mich als an einen Stein am Wege. Wie Du nur sagen magst, daß ich ihn liebe — o, Du weißt nicht, wie das mich ins Herz trifft — müßte ich mich nicht selbst verachten, wenn je ein solches Gefühl in meinem Herzen möglich wäre? Nein, nein, ich liebe ihn nicht, ich werde ihn niemals lieben!“

Von neuem flossen ihre Thränen, und bei der

Anstrengung, sie zu unterdrücken, rang sich ein fast krampfhaftes Schluchzen aus ihrer Brust herauf.

„Kind, Kind," sagte die Gräfin voll mitleidiger Teilnahme, aber ohne schmerzliche Bewegung, „Du quälst Dich unnütz in Deinem Zweifel und Deinem verletzten Stolz. Friedrich ist eine wunderbare Natur wie alle Träumer, kalt von außen, aber ich glaube, um so wärmer von innen — bei solchen Naturen tritt das Wort der Liebe schwer auf die Lippen und hält sich scheu zurück; je tiefer und ernster die Liebe ist, um so mehr zweifelt sie auch und bangt vor der Entscheidung, aber je mehr die Scheu und der Stolz sie zurückhalten, um so mehr erfüllt sie das ganze Wesen, um so heftiger flammt sie zur Leidenschaft auf. So ist es bei Friedrich — Menschen wie er wollen sich über jedes Gefühl klar werden, sie grübeln und zergliedern ihre Empfindungen. Sei ruhig, mein Kind," sagte sie, Mathildens Stirn küssend, „sei ruhig und laß Dein eigenes Herz Deinen Blick nicht verwirren und Deinen Stolz nicht beugen. Ist es denn möglich," fuhr sie, wohlgefällig das schöne Gesicht ihrer Tochter betrachtend, fort, „daß jemand Dich nicht lieben könnte, dem Dein Herz sich zuwendet?"

„Mein Herz ist frei!" rief Mathilde heftig, und diesmal verschwanden aus ihren trotzig aufflammenden Augen in der That die Thränen. „Mein Herz ist frei," wiederholte sie; „ich bin nicht dazu gemacht, um einen Mann zu weinen."

„Wir werden nach der Stadt zurückgehen und Axel begleiten,“ sagte die Gräfin nach kurzem Nachdenken; „Friedrich wird aufhören, seine Empfindungen zu zergliedern, wenn Deine Abwesenheit ihn die ganze Glut und Stärke derselben fühlen läßt.“

„Ja, Mama, ja,“ rief Mathilde lebhaft, „ja, laß uns gehen, die Luft hier lastet auf mir — unwürdig und schimpflich wäre es für mich, hier zu bleiben, nachdem ich gehört, was Du mir heute gesagt.“

So wurde die Abreise beschlossen. Der Baron, mit welchem die Gräfin eine vertrauliche Unterredung hatte, machte keine Einwendung, und nur Friedrich bat mit fast ängstlichem Eifer, daß die Damen bleiben möchten. Aber trotz des lächelnden, siegesgewissen Blickes, den die Gräfin ihrer Tochter zuwarf, fanden seine Bitten bei Mathilde nur eine kalte, hochmütig spöttische Ablehnung.

Ruhig und gleichmäßig verflossen die Tage auf Hagenberg, nachdem die Gräfin mit ihren Kindern abgereist war. Nach dem Morgenfrühstück, bei welchem der Baron häufig nicht erschien, da er es liebte, den Morgen und den Vormittag ganz ungestört der Ordnung seiner Geschäfte und seiner Korrespondenzen zu widmen, ritt Friedrich auf die Felder, in die Forsten oder nach den verschiedenen Vorwerksgütern hinaus, da er es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach der Vollendung seiner Universitätsstudien die Verwaltung des großen Familienbesitzes, der ihm ja dereinst zufallen mußte, sich geläufig zu machen,

denn so wenig er auch nur mit einem flüchtigen Gedanken daran dachte, seinen Vater zu beerben, so hielt er es doch für seine Pflicht, demselben, so viel er es vermochte, die Last der weitläufigen Bewirtschaftung der großen Güter zu erleichtern.

Zum Diner waren meist einige Gäste aus der Umgegend anwesend, welche dann auch den Abend über noch da blieben, so daß Friedrich selten in die Lage kam, mit seinem Vater, der auch seinen Kindern gegenüber die Schranken einer fest vorgezeichneten und genau beobachteten Etikette um sich aufrichtete, allein zu sprechen. Bei dem Besuch der Nachbarn freilich wurde dann fast immer die große Frage der deutschen Einmischung erörtert, wobei es nicht fehlte, daß man heftig auf die Anmaßung des deutschen Bundes schalt und die Ohnmacht desselben mit bitterem Spott verhöhnte.

Der Baron sprach dann kalt und ruhig seine Meinung aus, ohne daß er sich zu einem heftigen Wort hinreißen ließ, und schien es nicht zu bemerken, daß sein Sohn die oft ziemlich erregte Konversation schweigend mit anhörte. Er war gegen Friedrich gleichmäßig freundlich, lobte sogar mehrmals den Eifer, mit dem derselbe sich in die Geschäfte der Wirtschaftsverwaltung einarbeitete, und so herrschte denn in dem kleinen Kreise eine ruhige und ungetrübte Harmonie, welche um so weniger gestört wurde, als, nachdem die erste Entrüstung über den Bundesbeschluß vorübergegangen war, diese ganze Sache mehr und mehr

wieder in Vergessenheit geriet und es den Anschein gewann, daß auch diesmal der deutsche Eingriff in die dänische Verwaltung der Herzogtümer, wie schon früher oft, in einen erfolglosen diplomatischen Federkrieg auslaufen werde.

Agnes war still und träumerisch und zog sich, wenn die Herren beschäftigt waren, viel in ihr Zimmer oder auf einsame Lieblingsplätze in den Park zurück; doch fiel dies nach der Abreise ihres Verlobten, mit dem sie einen regen Briefwechsel unterhielt, nicht besonders auf, und nur Friedrich, der an seiner Schwester mit zärtlicher Liebe hing, glaubte zu bemerken, daß ihr bleiches Gesicht und ihre zuweilen von feuchtem Schimmer umflorten Augen die Spuren einer noch tieferen Sorge und Bekümmernis zeigten, als die bloße Abwesenheit Axels es zu rechtfertigen vermochte.

Es waren einige Wochen so hingegangen, da saßen eines Morgens die beiden Geschwister allein beim Frühstück zusammen. Friedrich sprach von verschiedenen Verbesserungen, die er auf einem entlegenen, bisher wenig einträglichen Vorwerksgut eingeleitet und mit denen er seinen Vater zu überraschen hoffte. Er schien heiter und glücklich, wie ihn denn überhaupt diese ihm neue praktische und täglich sichtbaren Erfolg bringende Thätigkeit ganz besonders anregte und befriedigte.

Agnes saß gedankenvoll neben ihm und schien kaum auf seine Worte zu hören, obgleich sie sonst an allem teilnahm, was ihn bewegte.

Als die Lakaien sich zurückgezogen hatten, beugte sie sich zu ihm herüber, ergriff seine Hand und sagte, indem sie mit thränenden Augen zu ihm aufsah:

„Ich habe eine Bitte, Friedrich, eine recht herzliche Bitte — Du mußt sie mir erfüllen, damit ich wieder ruhig werde und frei von der Angst und Sorge, die mich verzehrt.“

Verwundert sah Friedrich in ihr bewegtes Gesicht und sagte halb lächelnd, halb besorgt:

„Du weißt ja, mein Schwesterchen, daß ich schon als Knabe immer bereit war, Dir zu gehorchen und alle Deine Wünsche zu erfüllen, also sprich, was ist es Großes und Wichtiges, das Du von mir verlangst?“

Agnes schwieg noch einen Augenblick — schwer atmend schien sie Worte zu suchen; dann sprach sie errötend und häufig stockend:

„Du erinnerst Dich jenes Tages, als wir nach Glücksburg geritten waren und bei jener geheimnisvollen Frau in dem einsamen Hause am Waldrande Obdach suchten gegen das Unwetter?“

„Ja,“ sagte Friedrich lachend, „wohl weiß ich, wie ihr damals beide, Du und Mathilde, ganz ernst und sorgenvoll aus dem Zimmer der schwarzen Frau zurückkamt, als ob sie wunder welch ein Unglück euch verkündet hätte.“

„Und wenn sie das gethan hätte?“ sagte Agnes, indem ihre Hand in der ihres Bruders zitterte, „wenn ich mich

nicht loszuringen vermöchte von der finsteren Erinnerung an jene Stunde?“

„Dann,“ sagte Friedrich ernst und streng, „würde ich von dem gesunden Verstande meiner guten Schwester vielleicht eine weniger hohe Meinung haben müssen wie bisher — die Fremde dort war keine Schwindlerin, das sah man ihr wohl an, keine gewerbsmäßige Wahrsagerin, und wenn sie euch prophezeit hat, was euch erschüttern könnte, so hat sie sich nur für die Gerüchte gerächt, die über sie verbreitet sind und dabei wohl selbst kaum geglaubt, daß das einen so gar ernsten Eindruck auf euch machen werde.“

„Gleichviel, gleichviel,“ sagte Agnes lebhaft; „es hat dennoch einen Eindruck auf mich gemacht, und wenn ich diesen Eindruck los sein will, so muß ich noch einmal jene Frau sprechen! — Wäre es nicht dennoch möglich, daß es Menschen gäbe, welche die Gabe empfangen hätten, in die Zukunft zu blicken? — Sie soll mir sagen, ob sie diese Gabe besitzt — sie soll es mir beweisen oder sie soll mir gestehen, daß sie mich nur hat erschüttern, nur meiner Leichtgläubigkeit hat spotten wollen. O, ich beschwöre Dich, Friedrich, wenn Dir meine Ruhe lieb ist, laß uns noch einmal dorthin gehen, mich noch einmal mit jener Frau sprechen. Begleite mich dorthin — niemand wird etwas davon merken — wir sind ja öfter schon allein ausgeritten, ohne den Reitknecht mitzunehmen — begleite mich dorthin, damit ich meine Ruhe wiederfinde.“

Friedrich war aufgestanden und ging in ernstem Nachdenken auf und nieder.

„In der That,“ sagte er, „wenn jene Frau die Absicht hatte, euch zu verspotten, so hat sie ihren Zweck erreicht und sie wird hohnlachen, wenn sie ihren Erfolg sieht. Was hat sie Dir denn so Hochgefährliches gesagt?“

„Frage mich nicht,“ rief Agnes schaudernd, „frage mich nicht — aber wenn Du mich liebst, so begleite mich dorthin — man sagt ja, daß ein Gespenst, das uns begegnet, seinen Schrecken verliert, wenn man ihm näher tritt — so laß mich auch diesem Gespenst näher treten, das mich seit jenem Tage mit seinem Schrecken verfolgt.“

„Ich sollte es nicht thun,“ sagte Friedrich; „ihr Frauen seid ja wunderbare Wesen und müßt wohl anders behandelt werden als wir. Immerhin ist es gut, daß Du mir Deine Thorheit — verzeih mir dies Wort — vertraut hast — so mag es denn drum sein; ich will gleich heute nachmittag mit Dir zu dem einsamen Hause hinreiten und hoffe, daß jene Frau selbst ehrlich genug sein wird, Dir Deinen Wahn zu benehmen. Vor allen Dingen aber laß den Vater nichts davon merken — Du weißt, wie streng er über solche Dinge denkt und wie sein Zorn aufwallen würde, wenn er erführe, daß das Fräulein von Blomstedt durch die Wahrsagung einer Unbekannten sich beunruhigen ließ.“

Agnes dankte ihm herzlich. Bei dem Diner war sie

heiterer und lebhafter als sonst, wenn auch Friedrich bemerkte, daß eine gewisse fieberhafte Unruhe in ihren Blicken und ihren Mienen sichtbar wurde, und sobald der Baron sich zurückgezogen hatte, stiegen die beiden Geschwister zu Pferde und ritten ohne Begleitung durch den Wald auf der Straße nach Glücksburg fort.

Viertes Kapitel.

Ziemlich schweigsam ritten Friedrich und Agnes durch den prachtvollen Hagenberger Forst.

Agnes war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und Friedrich erklärte ihr zuweilen im Vorüberreiten die Pläne, welche er mit dem Oberförster verabredet hatte, um eine ausgiebigere Holznutzung zu erreichen und doch zugleich die landschaftliche Schönheit des Waldes zu erhalten.

Agnes hörte diesen Erklärungen kaum zu, und die Gräfin Mathilde wäre gewiß wenig davon befriedigt gewesen, daß Friedrich im stande sei, so trockene forstwissenschaftliche und geschäftliche Betrachtungen an einen Weg zu knüpfen, den er so oft in ihrer Gesellschaft zurückgelegt hatte.

Sie sprengten diesmal, als sie die freie Ebene hinter dem Walde erreicht hatten, nicht wie damals, als sie von dem Gewitter überrascht wurden, über die Felder nach dem einsamen Hause hin, sondern schlugen den Dorfweg ein, welcher, hin und wieder von Buschwerk verdeckt, seitwärts an dem kleinen Gehöft vorüberführte.

Die Pferde gingen unhörbar in dem weichen Sande, und so kam es, daß niemand in dem Hause die Annäherung der Reiter bemerkte.

Friedrich half seiner Schwester aus dem Sattel, band die Pferde sorgfältig im Schatten der hohen Bäume fest, und dann traten beide durch die Heckenthür in den kleinen, sauberen Garten.

Sie wollten auf die Hausthür zuschreiten, welche diesmal halb angelehnt offen stand, aber Agnes berührte plötzlich ihres Bruders Arm und deutete nach dem Garten hin, indem sie ängstlich mit leiser Stimme flüsterte:

„Sieh dort — da sind sie!“

In der That erkannte Friedrich in der Laube von Gaisblatt und Jasmin am Ende des Gartens die schwarz gekleidete Dame, welche auch diesmal das Schleiertuch über dem Kopf trug, das sie, schnell zusammenzuckend, unter dem Kinn fester knotete.

Aber diese merkwürdige Frau war heute nicht allein — neben ihr saß ein Mädchen, das bei dem ersten Anblick etwa sechzehn bis höchstens siebenzehn Jahre alt zu sein schien, so zart war ihre Gestalt, welche ein duftiges Sommerkleid von weißem Leinen umhüllte. Bei näherer Betrachtung freilich bemerkte man, daß das feine Gesicht mit dem aschblonden Haar und den dunkelblauen Augen, welches in seiner kindlichen Anmut einem auf Goldgrund gemalten Madonnenbild des Mittelalters glich, doch schon in der reiferen Entwicklung war und auf ein Alter von

etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren schließen ließ. Gerade diese Mischung von jugendlicher, fast kindlicher Zartheit und Frische und wiederum höherer Reife gab diesem Mädchen einen ebenso eigentümlichen Reiz, als ihn die schwarze Dame trotz ihrer vorgerückten Jahre auf die Einbildungskraft ausübte. Beide waren in allem vollständig verschieden, schon in ihrer Kleidung, welche bei der älteren ganz schwarz, bei der jüngeren aber ebenso durchgängig weiß war, wobei nur einzelne ganz zarte blaue Schleifen einige Abwechslung boten. Die ältere war dunkelbrünet, streng, starr und düster — die jüngere blond, sanft und mild; es schien, als ob ein heiteres, freundliches Licht aus ihren blauen Augen hervorstrahlte.

Beide waren mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt gewesen. Ein Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch, der zwischen ihnen stand.

Die ältere Dame erhob sich und trat den Ankommenden entgegen. Ein feindlich drohender Blitz sprühte aus ihren Augen, als sie Friedrich und seine Schwester erkannte, während die junge Dame an ihrer Seite zwar erstaunt, aber freundlich lächelnd den Fremden entgegensah, deren Besuch ihr als eine angenehme Abwechslung erscheinen mochte.

Die ältere Dame erwiderte kaum den artigen Gruß, mit welchem Friedrich und Agnes ihr entgegenkamen. Kalt und schneidend sprach sie:

„Als Sie zum letztenmal mein Haus fast gewaltsam betraten, da war es mir unmöglich, Ihnen ein schützendes

Obdach gegen das drohende Unwetter zu verweigern — ich habe Ihnen damals aber auch gesagt, daß ich die Einsamkeit aufgesucht habe und die Einsamkeit liebe, es ist mir also nicht verständlich, warum Sie heute, da kein drohendes Wetter mir die nicht erfreuliche Pflicht der Gastfreundschaft auflegt, gekommen sind, um meine Einsamkeit zu stören."

„Aber, Mama, ich bitte Dich!" rief die junge Dame, welche sich ebenfalls erhoben hatte, indem sie wie entschuldigend einen bittenden Blick auf Friedrich warf, der errötend die Hand seiner Schwester ergriffen hatte und eine Bewegung machte, als ob er dieselbe wieder mit sich fortführen wollte.

Allein Agnes eilte auf die ältere Dame zu und sagte indem sie mit dem Ausdruck dringender, ängstlicher Bitte zu ihr aufsah:

„Ich bin es, die an dieser Störung Ihrer Einsamkeit die Schuld trägt, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß ich den Bruder bestürmt habe, mich hieher zu begleiten. Wir hatten," fuhr sie zitternd, mit unsicherer Stimme fort, „damals eine Unterredung unter vier Augen, und ich muß Ihnen gestehen, daß der Inhalt derselben mir keine Ruhe gelassen hat, daß es mich mit unwiderstehlicher Gewalt hieher zog, um Sie noch einmal zu sehen, noch einmal zu sprechen. O, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, versagen Sie mir das Gehör nicht, es ist nicht thörichte Neugier, die mich hieher treibt, es ist —"

„Ah, ich verstehe,“ sagte die schwarze Dame, aus deren Augen triumphirender Hohn hervorblitzte, „ich verstehe — der Schicksalsschluß, den ich Ihnen verkündet, hat Sie beschäftigt. So geht es mit der stolzen menschlichen Vernunft; sie spottet wohl über den sogenannten Aberglauben, aber sie beugt sich dann demütig vor der Macht, die sie nicht zu ergründen vermag.“

Friedrich war so verloren in den Anblick der jungen Dame, welche neben ihrer Mutter stand und Agnes freundlich lächelnd ansah, daß er die harten, feindlichen Worte nicht beachtete, welche ihn sonst wohl veranlaßt haben würden, seine Schwester fortzuführen.

Agnes aber ergriff die Hand der Dame, und obgleich diese vor der Berührung zurückbebte und noch feindlicher und drohender das erregte junge Mädchen ansah, rief sie flehend:

„O, nur noch einmal hören Sie mich, noch eine Frage beantworten Sie mir, noch einmal erklären Sie mir —“

Ein ablehnendes und scharf zurückweisendes Wort schien auf den Lippen der schwarzen Dame zu schweben, aber im nächsten Augenblick schon blitzte es wie tückische Freude in ihren dunklen Augen auf. Mit einem kalten, grausamen Lächeln sagte sie:

„Was wir neulich miteinander sprachen, mein Fräulein, das darf niemals vor anderen berührt werden — die Geheimnisse der Zukunft gehören nur dem, den sie angehen, und dürfen vor keinem Unberufenen enthüllt

werden, wenn sie nicht noch schwereres Unheil bringen sollen."

„Geheimnisse der Zukunft?" fragte die junge Dame mit harmlosem, heiterem Lächeln; „davon war also die Rede, als Du mir befahlst, auf meinem Zimmer zu bleiben während der Anwesenheit der unbekannten Besucher, die sich so stürmisch unserem Hause näherten. Ich wußte nicht," fuhr sie erstaunt und ungläubig fort, „daß Du die Kraft hast, die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen; freilich würde ich auch wenig neugierig sein, sie zu erfahren," fügte sie hinzu, den kindlich reinen Blick wie verwundert auf Agnes richtend, welche in angstvoller Spannung vor ihrer Mutter stand.

„Du hast keine Vergangenheit, mein Kind," erwiderte die schwarze Dame, „darum kümmert Dich die Zukunft nicht — es sind immer nur die Rätsel der Vergangenheit, deren Lösung der Mensch in der Zukunft sucht. Nun, mein Fräulein," sagte sie dann schnell, als ob sie eine Unterbrechung fürchtete, „ich stehe zu Ihren Diensten, folgen Sie mir, denn nur, wenn wir allein sind, kann ich auf Ihre Fragen antworten. — Geh auf Dein Zimmer, Meta!" befahl sie kurz und streng ihrer Tochter.

Diese legte die Hand auf den Arm ihrer Mutter und sah sie bittend und vorwurfsvoll mit einem bezeichnenden Seitenblick auf Friedrich an, als wolle sie auf die verletzende Unfreundlichkeit in dem Befehl ihrer Mutter aufmerksam machen.

Die schwarze Dame sah sie einen Augenblick starr an; sie schien ihren Befehl wiederholen zu wollen, aber dann schritt sie schweigend Agnes voran nach dem Hause zu und ließ ihre Tochter mit Friedrich in der Laube allein.

Agnes war bangen, klopfenden Herzens der Dame in dasselbe Zimmer gefolgt, in welchem sie während des Gewitters Zuflucht gefunden hatten.

Die alte Dienerin stand auf dem Flur und schien über diesen neuen Besuch nicht wenig verwundert.

Die schwarze Dame schloß die Thüre hinter sich und blickte fragend auf Agnes, welche gewaltsam ihre Verwirrung überwand und mit unsicherer Stimme sprach:

„Sie haben — ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll —“ fügte sie zögernd hinzu.

„Mein Name ist Frau Hansen, wie Sie bei den Behörden des Ortes hätten erfahren können,“ sagte die Dame kurz und kalt.

Agnes verneigte sich, wie sie es bei der Vorstellung in einem Salon gethan haben würde, und fuhr fort:

„Sie haben mir neulich, als Sie die Linien meiner Hand prüften, ein hartes Schicksal verkündet — ein entsetzliches Schicksal,“ sagte sie schaudernd, „so entsetzlich, wie es nur immer einem jungen Menschenleben beschieden sein kann — die beiden Wesen, die ich am meisten auf Erden liebe, mein Bruder und mein Verlobter, sollen sich im tödlichen Kampfe gegenüber stehen.“

„Ah,“ sagte die Dame spöttisch, „jener Herr mit der hochmütigen Miene ist Ihr Verlobter!“

Errötend neigte Agnes das Haupt und dann fuhr sie fort:

„Soll ich so bald aus dem Leben scheiden, das mir so holdes Glück entgegen bringt? — Soll mein Herz erstarren in dem Augenblick, in welchem es so warm und hoffnungsvoll der Zukunft entgegen schlägt? — O, sagen Sie mir,“ fuhr sie mit bittend erhobenen Händen fort, „sagen Sie mir die Wahrheit, besitzen Sie wirklich die furchtbare, geheimnisvolle Kraft, den Schleier der Zukunft zu heben? — Gibt es eine solche Kraft oder haben Sie nur unsern Vorwitz, indem wir die thörichten Gerüchte der Bauern erwähnten, bestrafen wollen? Die Strafe wäre hart, denn ich kann den Gedanken an die furchtbare Verkündigung nicht bannen — ich kann das Gefühl nicht unterdrücken, als ob zwischen den blühenden Blumen hervor der Geist des Todes auf schwarzen Flügeln emporschwebe. O, ich beschwöre Sie, verzeihen Sie dem thörichten Uebermut, der Sie damals vielleicht gekränkt hat — ich hatte keinen Teil daran — ich wahrlich habe Sie nicht kränken wollen — o, sagen Sie mir die Wahrheit!“

Frau Hansen blickte sinnend in das ängstlich bewegte Gesicht des jungen Mädchens, über ihre Züge flog es wie ein Schimmer von mitleidiger Teilnahme, aber sogleich wurde ihre Miene wieder ernst und kalt, jenes höhnische,

grausame Lächeln spielte um ihre Lippen und mit festem, ruhigem Ton sagte sie:

„Die Wahrheit ist über den Sternen und nur trübe dringt ihr Strahl durch die Nebel des Irrtums und der Lüge, welche die Menschen einhüllen und die ihre eigene Bosheit und Tücke immer mehr noch verdichtet. Ich, mein Fräulein, habe Ihnen gesagt, was ich sah und was geschehen wird," fuhr sie mit drohend blitzenden Augen fort, „wenn die dunklen Mächte, welche an meiner Seite stehen, mich nicht täuschen — und sie täuschen mich nicht — noch immer hat ihre Stimme mir die Wahrheit verkündet!"

Agnes hatte mit angstvoller Spannung ihren Worten gelauscht.

„So ist es also wahr," rief sie verzweiflungsvoll, „wahr, daß Sie in die Zukunft zu schauen vermögen — wahr, daß Sie sahen, was Sie mir gesagt — wahr, daß ich —"

„Es ist wahr," erwiderte Frau Hansen, „daß dunkle Mächte mein Leben begleiten, und was diese Mächte mir gezeigt, sie werden es wahr machen. Sie haben mich gefragt, mein Fräulein," fuhr sie mit düsterem Blick fort, „ich habe Sie nicht gerufen — die finsteren Mächte selbst haben Sie in meine Einsamkeit geführt — nicht meine Schuld ist es, wenn der Blick in die Zukunft Sie mit Entsetzen erfüllt."

„O, das ist furchtbar," rief Agnes, indem sie zusammenbrechend in die Kniee sank, „furchtbar, daß das geschehen

soll — furchtbarer noch, daß ich es weiß — daß ich es kommen sehen muß! O, welche Wohlthat ist der Schleier, den Gott über die Zukunft gebreitet hat, und welch ein Frevel ist es, ihn zu heben mit vermessener Hand!"

Sie barg das Gesicht in die Hände und leise Klagelaute klangen jammernd aus ihrer Brust hervor.

Frau Hansen stand unbeweglich da, kein Muskel zuckte in ihrem starren, kalten Gesicht, nur aus ihren Augen blitzte es hervor wie dämonische Freude — wie ein Geisterhauch klang es von ihren kaum bewegten Lippen:

„Ich habe um Mitleid gefleht und kein Gehör gefunden! Ich habe die Geister der Rache beschworen — sie haben mich gehört und die Rache soll mein sein."

Langsam richtete Agnes ihr Haupt auf und sah mit thränenden Blicken zu ihr hin.

„Und zeigte Ihnen," fragte sie, „Ihre geheimnisvolle Kunst kein Mittel, um das furchtbare Schicksal zu versöhnen, keinen Weg, um dem drohenden Schrecknis der Zukunft auszuweichen?"

„Nein," sagte Frau Hansen, „des Menschen Wissenschaft kann die Beschlüsse des Himmels nicht ändern noch beugen — der Menschen Schicksale folgen aus den Thaten der Menschen, sie sind Lohn oder Strafe, und nur Reue und Buße kann die Strafe wenden."

„Strafe!" rief Agnes; „o mein Gott, was habe ich denn gethan, um solche Strafe zu verwirken?"

„Forschen Sie nach in Ihrem Hause," sagte Frau

Hansen mit dumpfer, schauriger Stimme, „ob Sie dort keine Schuld finden.“

„Eine Schuld in meinem Hause?“ rief Agnes; „o mein Gott, meine Gedanken verwirren sich — mein Bruder, der so gut ist, so edel und treu — meine Mutter, die so rein und fromm war wie ein Engel des Lichtes, und mein Vater, der so fest und streng auf Recht und Ehre hält — o, sprechen Sie, sprechen Sie, sprechen Sie, ich beschwöre Sie — wenn Sie mehr wissen, lassen Sie mich nicht in diesem entsetzlichen Dunkel, in diesem tödlichen Zweifel.“

„Sie haben gefragt, mein Fräulein,“ erwiderte Frau Hansen mit eisiger Kälte, „ich habe geantwortet, ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Nicht in meiner Hand ruhen die Geheimnisse, welche die Schicksalsmächte bestimmen, die Thaten der Menschen zu vergelten in Lohn und Strafe.“

Wieder bedeckte Agnes ihr Gesicht mit den Händen, Thränen rannen über ihre Wangen, dann aber sprang sie auf, ihre strahlenden Augen blickten aufwärts.

„Nein,“ rief sie, tief aufatmend, „nein, es ist nicht wahr — es kann nicht wahr sein! Habe ich es nicht gelernt, habe ich es nicht bekannt aus gläubigem Herzen, daß bei Gott die Liebe ist und das Erbarmen? — Nein, der Gott der Liebe kann so Furchtbares nicht geschehen lassen an seinen unschuldigen Geschöpfen — er kann keinem Menschen die Macht geben, seine unerforschlichen Beschlüsse

zu ergründen — nein, Ihre Weissagung ist Lüge — ist Irrtum," fügte sie sanft, wie entschuldigend hinzu; „ich glaube Ihnen nicht, und wenn ich einer Sünde mir bewußt bin, so ist es die, einen Augenblick nur an Gottes Güte gezweifelt zu haben."

„Ich habe Ihren Glauben nicht verlangt," sagte Frau Hansen, „ich habe Sie nicht gerufen — Sie sind zweimal zu mir gekommen und haben mich zweimal gefragt, und zweimal habe ich geantwortet, jetzt ist es genug; beenden wir das Gespräch!"

„Verzeihen Sie mir," sagte Agnes, „wenn ich irgend etwas gesagt habe, das Sie hätte kränken können — Sie werden meine Bewegung begreifen — ich bin noch so jung, und der Gedanke thut so weh, aus dem Leben scheiden zu sollen, bevor seine Blüten sich uns erschlossen haben."

„Vielleicht," sagte Frau Hansen, „wäre das das größte Glück, das dem Menschen beschieden werden könnte, denn je schöner die Blüten des Lebens sich öffnen, um so giftiger ist ihr berauschender Duft."

Agnes reichte ihr die Hand.

Sie schien es nicht zu bemerken, verneigte sich mit kalter Artigkeit und öffnete die Thür.

Seufzend schritt Agnes ihr voran über den Flur nach dem Garten hinaus.

Friedrich war befangen und verlegen mit dem jungen Mädchen in der Laube zurückgeblieben.

Auch Meta saß einige Augenblicke schweigend, mit niedergeschlagenen Augen da.

„Sie leben einsam hier, mein Fräulein,“ sagte Friedrich endlich, um das peinliche Schweigen zu unterbrechen, „Sie müssen wenig Zerstreuung in dieser Abgeschiedenheit haben!“

„In der That, wir sehen niemand,“ erwiderte Meta, „als zuweilen eine oder die andere Bäuerin des Dorfes, welche uns Nahrungsmittel zum Verkauf bringt, und wunderbar, diese Bäuerinnen eilen immer schnell wieder davon, als ob sie sich fürchteten, hier zu verweilen, und die alte Barbara sagt, sie hielten uns für Zauberinnen,“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Und Sie haben auch früher immer auf dem Lande gelebt?“ fragte Friedrich weiter.

„Nein,“ erwiderte Meta, „seit einigen Jahren erst sind wir hieher gezogen — wir lebten in Kopenhagen — mein Vater war dort angestellt.“ Sie unterbrach sich schnell, und fast erschrocken, als ob sie zu viel gesagt habe, fuhr sie fort: „Als er starb, der gute Vater, hat sich meine Mutter hieher zurückgezogen und dieses kleine Häuschen gekauft, das ihr angeboten wurde.“

„Ich begreife,“ sagte Friedrich, „daß Ihre Frau Mutter in ihrem Schmerz die Einsamkeit suchte, aber für Sie ist das hart, mein Fräulein, da Sie doch in der Stadt an Gesellschaft gewöhnt waren.“

„O nein,“ erwiderte Meta, „auch dort war ich einsam — einige Freundinnen hatte ich wohl von der

Kindheit her, sie besuchten mich zuweilen, aber da die Mutter niemals erlaubte, daß ich ausging, so hörte unser Verkehr allmälich auf, und ich war auf unser Haus beschränkt und entbehrte auch die Welt nicht, da meine Eltern mich frühzeitig lehrten, mich selbst zu beschäftigen. Und auch hier," fuhr sie fort, „hier empfinde ich die Einsamkeit nicht — die Natur bietet ja so viele reiche Abwechslung, in jeder Jahreszeit spricht sie zu uns mit tausend Stimmen, und wenn man diesen Stimmen nur aufmerksam lauscht, so lernt man sie verstehen, und ich denke mir immer, der reine, unverfälschte Atem der Natur muß wohlthätiger sein als alles, was die Welt und die menschliche Gesellschaft uns bieten kann. Die Mutter sagt es, und ich fühle es, daß sie recht hat."

„Auch ich," sagte Friedrich, „verstehe die Einsamkeit und liebe sie; sie bietet Erquickung und Erholung; sie erfrischt die Seele wie ein wohlthätiges Bad und reinigt sie vom Staube der Welt. Aber doch, mein Fräulein, der Mensch gehört zum Menschen, und nur im Verkehr mit dem Menschen kann der Geist seine Frische und das Herz seine Wärme erhalten."

Meta seufzte leise, fast schien es, als ob sie die Wahrheit in Friedrichs Worten empfinde, aber sie erwiderte nichts darauf und wendete nach einem kurzen Schweigen das Gespräch wieder auf die Schönheiten der Natur in den wechselnden Jahreszeiten. Sie sprach von den stillen Tagen des Winters, von ihrer Lektüre, von der Musik, die

sie liebte, von der Malerei, mit der sie sich beschäftigte. Die Unterhaltung, welche die beiden jungen Leute miteinander führten, war fast gleichgiltig und alltäglich, sie bewegte sich über alle möglichen Gegenstände, von welchen zwei völlig unbekannte Personen miteinander sprechen konnten, und doch berührten sie wieder Gebiete, bei denen Anschauungen und Empfindungen zum Ausdruck kamen, welche immer mehr Uebereinstimmung zwischen beiden hervortreten ließen.

Die anfängliche Befangenheit verschwand bei beiden, es schien Meta wohl zu thun, sich auch einem Fremden gegenüber aussprechen zu können über vieles, das sie bisher in sich verschlossen hatte, und Friedrich empfand in der Gegenwart dieses einfachen jungen Mädchens eine freundliche und glückliche Ruhe, wie sie noch niemals ihn erfüllt hatte.

Beiden schien es, daß sie nur einen Augenblick miteinander gesprochen hätten, als Frau Hansen mit Agnes zurückkehrte, und Friedrich empfand ein schmerzliches Gefühl, daß das Gespräch schon zu Ende sein sollte.

Frau Hansen sprach kein Wort, ihr prüfender Blick streifte das freudig und glücklich bewegte Gesicht ihrer Tochter und ein leichter Schatten von Unmut zog über ihre Stirn.

Agnes war bleich, aber sie schien ruhig und heiter.

Einen Augenblick standen die vier Personen schweigend neben einander.

Frau Hansen zeigte in ihrer Haltung mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß sie den Besuch für beendet halte.

„Wir müssen aufbrechen,“ sagte Agnes, „um vor Sonnenuntergang nach Hause zu kommen, und haben die Damen nur noch um Entschuldigung zu bitten, daß wir sie gestört und vielleicht belästigt haben.“

Friedrich zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Vielleicht dürfen wir hoffen, daß unser Besuch den Damen nicht zur Last gefallen ist, da derselbe doch immerhin eine kleine Abwechslung in ihre stille Einsamkeit brachte; auch wir leben oft einsam auf Hagenberg und empfinden das Bedürfnis einer freundlichen, ruhigen, belehrenden und anziehenden Unterhaltung — wohl möchte ich um die Erlaubnis bitten, auch zuweilen hier wieder vorsprechen zu dürfen — Fräulein Meta hat so viel Interesse an Literatur und Kunst gezeigt, daß es mir Freude machen würde, ihr zuweilen Neues zu bringen, das Ihnen vielleicht weniger zugänglich ist.“

Fast erschrocken, aber doch wie bittend sah Meta ihre Mutter an. Frau Hansens Gesicht verzog sich finster. Ein peinliches Stillschweigen trat ein. Endlich aber zuckte um ihre Lippen wieder jenes kalte, feindliche Lächeln und sie sagte:

„Es wird dem Herrn Baron kaum die Zeit übrig bleiben, sich zweier einsamen und von der Welt abgeschiedenen Frauen zu erinnern, wenn ihn aber sein Weg hier vorbeiführt, so wird uns sein Besuch eine Ehre sein.“

Friedrichs Augen leuchteten hell auf, wie von unwillkürlicher Bewegung fortgerissen, reichte er Meta die Hand und dankte lebhaft und herzlich Frau Hansen für die Erlaubnis, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

Die Pferde wurden losgebunden, und noch einmal rückwärts grüßend, ritten die Geschwister davon.

„Nun,“ fragte Friedrich, als sie den Wald erreicht hatten, „was hat Dir jene wundersame Frau gesagt, was ist es mit ihrer Wahrsagekunst?“

„Es war ein Scherz,“ erwiderte Agnes, „den sie sich mit uns gemacht hat.“

Sie blickte über die Wipfel der Bäume hin zum Himmel auf. Gläubiges Vertrauen lag auf ihrem Gesicht, aber doch zuckte es schmerzlich um ihre Lippen.

Friedrich fragte nicht weiter, die Antwort seiner Schwester schien ihn zu befriedigen.

Beide trieben die Pferde an, da schon die Sonne sich zu neigen begann, und schweigend, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, kehrten sie nach Hagenberg zurück.

Fünftes Kapitel.

Friedrich säumte nicht lange, von der Erlaubnis der Frau Hansen Gebrauch zu machen und seinen Besuch in dem einsamen Hause zu wiederholen. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, das ihn dorthin zog, ein Gefühl, über das er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben vermochte, so sehr er auch gewöhnt war, über alles, was ihn bewegte, nachzudenken, da es seiner ernsten und sinnigen Natur widerstrebte, sich von dunklen, unklaren Empfindungen fortreißen zu lassen.

Meta war keine jener blendenden, die Sinne berückenden Schönheiten, welche im stande sind, ein leicht entzündliches Herz im Sturm zu erobern, ihr ganzes Wesen war ruhig, kühl und in sich gekehrt, wie es bei Personen zu sein pflegt, die auf den Verkehr mit sich selbst und mit der Natur angewiesen sind, und wenn auch schon in ihrer ersten Unterhaltung mit Friedrich eine gewisse Freude über den ungewohnten Gedankenaustausch bei ihr deutlich sichtbar wurde, so zeigte doch die freundliche, ruhige Wärme,

welche aus ihren Blicken und Worten hervorstrahlte, keine Spur davon, daß über die Freude des Gedankenaustausches hinaus irgend eine besondere Erregung sie beunruhige oder irgend ein besonderes Wohlgefallen an dem jungen Manne, mit dem sie sich unterhielt, sie erfülle. Sie war ja auch mehrere Jahre älter als Friedrich, und gerade in dem Lebensalter, in welchem die beiden standen, macht sich ein solcher Unterschied zwischen einem Mädchen und einem Jüngling ganz besonders fühlbar. Wenn auch heranwachsende Knaben sich zuweilen in phantastischer Schwärmerei für ältere Frauen begeistern, wenn auch umgekehrt ältere Weltdamen zuweilen, in sinnlich leidenschaftlicher Glut für jugendliche Liebhaber entzündet, zu Thorheiten verleitet und dem Spott preisgegeben werden, so ist es doch immer eine außerordentliche Seltenheit, daß die Herzen zweier erwachsenen und geistig entwickelten Leute sich zu einander finden, wenn zwischen beiden ein Altersunterschied von fünf bis sechs Jahren liegt. Auch empfand Friedrich für die Tochter der Frau Hansen durchaus nicht jene schnell aufflammende Neigung, welche das Blut in unruhige Wallung versetzt und den Geist verwirrt, es war vielmehr das unendlich wohlthätige Gefühl eines stillen Friedens, einer klaren Ruhe, welches ihn in ihrer Gegenwart überkam — es schien ihm, als ob er, wenn er in ihre lichten, reinen Augen blickte, sich selbst und die Welt ringsum besser verstände, obgleich doch das in einsamer Abgeschlossenheit aufgewachsene Mädchen mit

der Welt, die ihn umgab, so ganz unbekannt war; er glaubte, seine eigenen Gedanken klarer, edler und reiner wieder zu erkennen, wenn sie ihm aus ihrem Munde in ihren einfachen und natürlichen Worten entgegenklangen. Während die Leidenschaft unruhig macht und mit berauschender Gewalt fortreißt, wie das blendende Licht den Falter in seine tödliche Flamme hineinzieht, fühlte sich im Gegenteil Friedrich zu Meta mit jener zwar übermächtigen und unwiderstehlichen, aber doch wieder friedlichen und ruhigen Sehnsucht hingezogen, mit welcher der von Staub und Sonnenbrand erschöpfte Wanderer dem kühlenden und erfrischenden Waldesschatten entgegeneilt.

Es war wohl früher während seiner Universitätszeit eine flüchtige Neigung in ihm erwacht, die ihn eine Zeit lang bewegt hatte, aber mit dieser hatte sein Gefühl für Meta keine Aehnlichkeit, und wenn er sich selbst fragte, ob er dieses eigenartige Kind der Einsamkeit liebe, so hatte er kaum eine Antwort, denn es fehlte ja seinen Empfindungen die mächtig auflodernde Flamme, welche so viel Glück und so viel Pein zugleich verursacht, er wußte nur das eine, daß er in Metas Gegenwart eine süße Befriedigung fühlte, als ob alle Zweifel, alle bangen Fragen, welche jedes Menschenleben in sich trägt, wie von selbst ihre freundliche Lösung fänden, als ob alles, was ihn sonst unerklärlich bewegte, sich beruhige und ordne, als ob sein eigenes Wesen ihm verklärter und reiner in Metas Gestalt entgegentrete.

Obgleich er mit seiner Schwester Agnes freundlich und herzlich stand, wenn auch die Jahre der Trennung eine gewisse Entfremdung herbeigeführt hatten, so sprach er mit ihr doch niemals von Meta. Seine Empfindungen für sie, über welche er sich selbst nicht völlig klar werden konnte, waren ihm ein so liebes, reizendes und edles Geheimnis, welches er durch jedes Wort, das er darüber sprechen mochte, zu entweihen und seines zarten Duftes zu berauben fürchtete.

Er war daher sehr zufrieden, daß auch Agnes ihrerseits gegen ihn niemals wieder des Besuches in dem einsamen Hause der Frau Hansen erwähnte. Ihr war die Erinnerung daran peinlich, denn so fest sie sich auch vorgenommen hatte, durch den Glauben an die göttliche Vorsehung und Fügung die Regung des Aberglaubens zu überwinden, die einen Augenblick in ihr mächtig geworden war, so vermochte sie es doch nicht ganz, den Eindruck jener so sonderbaren und zugleich so entsetzlichen Weissagung der geheimnisvollen Unbekannten zu vergessen. Immer wieder stieg wie ein schwarzer, drohender Schatten die schauerliche Verkündigung des Verhängnisses vor ihr auf, das sie mitten in dem jugendfrischen Leben vernichtend treffen sollte, und so oft sie in den Briefen ihres Verlobten Stellen fand, welche mit den Anschauungen ihres Bruders in scharfem Widerspruch standen, so hatte sie das Gefühl, als ob eine kalte Hand ihr warmes Herz erfasse, und sie sah wieder im Geiste die beiden jungen Leute, welche ihr die nächsten

auf Erden waren, wie an jenem Abend mit drohend blitzenden Augen einander gegenüber stehen; aber sie war äußerlich ruhig und heiter, oft lächelte sie selbst über ihre thörichte und abergläubische Besorgnis, doch widerstrebte es ihr, über diesen Punkt, der sie so viel beschäftigte, zu sprechen.

So verflossen denn die Tage auf Hagenberg ziemlich gleichmäßig. Die Geschwister verkehrten freundlich und herzlich miteinander, und Friedrich fand bald in den Vormittagsstunden, bald gegen Abend irgend einen Vorwand, um allein auszureiten und in dem einsamen Hause der Frau Hansen seine Besuche zu machen, die ihm immer mehr zum unabweisbaren Herzensbedürfnisse wurden. Er fand Meta niemals allein, immer war die Mutter da, und mochten sie nun draußen in der Laube oder bei kühlerem Wetter in dem behaglichen Wohnzimmer des kleinen Hauses sitzen, Frau Hansen verließ die beiden jungen Leute keinen Augenblick.

Friedrich fand dies natürlich und fühlte sich dadurch auch weder beengt noch peinlich berührt; er hatte Meta nichts Geheimes zu sagen, keine leidenschaftlichen Wünsche ließen sein Herz höher schlagen, und wenn er mit ihr allein gewesen wäre, so würde er mit ihr nicht anders gesprochen haben als im Beisein ihrer Mutter. Was er suchte, war eben nur ihre Gegenwart, der freundliche Strahl ihres Blicks, der melodische Laut ihrer frischen Stimme, die wohlthätige, klare Ruhe, welche ihre Worte in seine Seele ergossen. Wenn er ihr zum Gruß und zum Abschied die

Hand reichte, so durchströmte ihn ein warmes Wohlgefühl, aber keine sinnlich leidenschaftliche Glut wallte zu seinem Herzen und niemals versuchte er diese warme, zarte Hand, welche sich so vertrauensvoll in die seinige legte, an seine Lippen zu ziehen. Sie sprachen von allem, was das Menschenleben erfüllt und die Menschenherzen bewegt; es machte ihm Freude, dem in der Einsamkeit erwachsenen Mädchen von der ihr unbekannten Welt draußen zu erzählen, ihr fast kindliches Erstaunen über viele Dinge zu sehen, und dann doch wieder zu seiner Verwunderung zu hören, wie sie so scharf und richtig über die ihr so ganz fremden Verhältnisse urteilte; er belehrte sie und lernte zugleich von ihr, aber er hatte die bestimmte und für ihn fast beschämende Empfindung, daß er von ihr mehr und Wertvolleres empfing, als er ihr gab. So knüpfte sich, wie dies stets durch geistiges Geben und Empfangen geschieht, das Band zwischen beiden immer fester und inniger, und wenn sie ihm mit glücklichem Lächeln entgegentrat, wenn er dann seinen Platz an dem grünumrankten Fenster oder auf der Bank der Laube neben ihrem kleinen Nähtischchen einnahm, dann vergaß er die ganze Welt, welcher bis jetzt sein Leben angehört hatte, sein stolzes väterliches Schloß, seine glänzende Stellung und noch glänzendere Zukunft — es schien ihm, daß hier in dem kleinen Nachbarhause seine wahre und eigentliche Heimat sei.

Der Baron kam mit seinen Kindern in dem streng und zeremoniell geordneten Leben auf dem Schlosse nur

zum Frühstück und zum Diner, das sehr schnell servirt wurde, zusammen, sowie dann abends zur Theestunde; er vermied es immer noch, seinem Sohn gegenüber die Politik zu berühren, welche, wenn man auch die Beschlüsse des deutschen Bundes nicht fürchtete, doch in jener Zeit alle Welt bewegte. Wohl mochte er Friedrich Zeit lassen wollen, nachzudenken, in dem Vertrauen, daß die jugendliche Universitätsschwärmerei unter dem Einfluß der alten Umgebung verschwinden würde; auch gab die Erntezeit dem Baron, welcher mit Sorgfalt und strenger Pünktlichkeit alle Pflichten seines großen Besitzes erfüllte, sowie Friedrich, der sich ebenso eifrig für dieselben vorbereitete, nicht nur viel Beschäftigung den Tag über, sondern auch ebenso vielseitigen Gesprächsstoff am Abend. Auch wußte der Baron als fein gebildeter Weltmann im engen Kreise seiner Kinder stets die Unterhaltung anregend zu führen, leicht über alle Tagesereignisse, welche er in den Zeitungen verfolgte, hingleitend und dieselben mit treffenden geistvollen Bemerkungen kritisirend — der einzige Anklang an jenen Abend, der einen so bedenklichen Zwiespalt zwischen seinen Ansichten und denen seines Sohnes hatte hervortreten lassen, machte sich vielleicht in dem Nachdruck fühlbar, mit welchem er bei jeder Gelegenheit die Pflicht eines jeden grundgesessenen Edelmannes betonte, mit seiner ganzen Kraft, seinem Denken und Sinnen seinem Lande und dessen Recht zu dienen, seinem Lehns- und Landesherrn mit freiem Rat aber in unerschütterlicher Ergebenheit

zur Seite zu stehen und dem Volke, zu dessen Führung der Adel bestellt sei, durch das Beispiel der Treue gegen den Landesherrn, in dessen Recht alle anderen Rechte wurzeln, voranzugehen.

Friedrich stimmte solchen Bemerkungen, bei denen Agnes zuweilen ängstlich aufblickte, stets vollkommen zu, wobei es freilich nicht ausgeschlossen war, daß Vater und Sohn in jedem einzelnen vorkommenden Falle über die Rechte des Volkes und des Fürsten, welche der Edelmann zu schützen berufen und verpflichtet sei, verschiedener Meinung sein konnten.

So war der Sommer verflogen und der Herbst gekommen, die Ernte war beendet, die Jagdzeit nahte heran.

Axel hatte während dieser ganzen Zeit nicht wieder nach Hagenberg kommen können, da ihn die militärischen Vorbereitungen im Dienst festhielten, und die Gräfin war mit Mathilde ebenfalls in Kopenhagen geblieben, um, wie sie schrieb, mit ihrem Sohn zusammen zu sein, der vielleicht nach der Grenze kommandirt werden würde, wo man zuverlässige Truppen zur Niederhaltung der gärenden Bewegung konzentriren wollte.

Der Baron begriff, daß die weltkluge und in ihrer Menschenkenntnis so sichere Frau durch diese Zurückhaltung wohl mehr daran dachte, Friedrichs Neigung zu Mathilde, die sie als gewiß voraussetzte, in der Trennung lebhafter erwachsen zu lassen, er brachte häufig das Gespräch auf die Gräfin und wurde dann nicht müde, ihre und ganz

besonders ihrer Tochter ausgezeichnete Eigenschaften zu rühmen, wobei er seinen Sohn scharf beobachtete.

Friedrich stimmte ihm dann jedesmal mit außerordentlicher Lebhaftigkeit bei und es schien, als ob ihn bei der Erwähnung Mathildens eine gewisse Verlegenheit und Befangenheit überkäme, so daß er mit fast heftigem Eifer ihre Vorzüge noch lebhafter als sein Vater rühmte.

Dies hätte wohl auf eine den Wünschen des Barons so ganz entsprechende Neigung schließen lassen können, und Agnes lächelte dabei zuweilen verständnisvoll zu ihrem Bruder hin, sie war ja so sehr geneigt, zu glauben, was auch sie wünschen und hoffen müßte. Aber der Baron war dennoch nicht beruhigt, denn wenn Friedrich wirklich durch die Trennung zum klaren Bewußtsein einer Neigung für Mathilde gekommen sein sollte, so wäre es ja für ihn unendlich leicht gewesen, den Vorwand zu einem Besuch in Kopenhagen zu finden, den der Baron wünschte und ihm oft nahe gelegt hatte, damit sein Sohn sich in der Gesellschaft zeige und sich dem Hof nicht entfremde.

Wenn auch der Baron weit entfernt war, sich um das Thun und Lassen seines Sohnes ängstlich zu kümmern oder gar dessen Schritte spähend zu beobachten, so hatte es doch nicht ausbleiben können, daß er von den Beziehungen, in welche Friedrich zu der Frau Hansen und ihrer Tochter getreten war, Kenntnis erhalten. Das Haus, in welchem die beiden Frauen so abgeschlossen lebten, war ja lange schon ein Gegenstand neugieriger und meist neidischer und

mißgünstiger Beobachtung seitens der Bauern der Gegend; es war natürlich, daß die regelmäßigen Besuche des jungen Erben von Hagenberg bei der geheimnisvollen und stolz zurückhaltenden Frau Hansen sogleich bemerkt und in der für die beiden Frauen ungünstigsten Weise kommentirt und kritisirt wurden. Von den Bauern war die Sache an die Arbeiter und dann an die Wirtschaftsbeamten von Hagenberg gekommen, und diese hatten wieder nichts Eiligeres zu thun gehabt, als bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit wie beiläufig und als ob die ganze Sache unendlich gleichgiltig und kaum des Erwähnens wert wäre, dem Baron die Bemerkung hinzuwerfen, daß sein Sohn ein regelmäßiger Gast in dem einsamen Landhause an der Grenze des Hagenberger Forsts sei. Der Baron hatte nichts darauf erwidert, kein Zug in seinem Gesicht hatte sich geändert und niemand hatte es gewagt, zum zweitenmal auf den Gegenstand zurückzukommen.

Im allgemeinen legte der Baron von Blomstedt den kleinen Zerstreuungen eines jungen Kavaliers sehr wenig Wert bei, und es wäre ihm ohne Zweifel bei weitem lieber gewesen, wenn sein Sohn während seiner Universitätszeit einige tolle Streiche gemacht und einige galante Abenteuer bestanden hätte, als daß er von dem Hauch der deutschtümelnden liberalen Ideen, wie er fürchtete, infizirt war. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber hatte ihn die Mitteilung über Friedrichs Verkehr mit den beiden einsamen Frauen unangenehm berührt, denn sie schien ihm

den Beweis zu liefern, daß Friedrich nicht, wie die Gräfin vermutete, eine stille und nur schüchtern zurückgehaltene Neigung für Mathilde hege. Wohl zweifelte er nicht, daß sein Sohn sich seinem Willen unterwerfen und eine ihm erwünschte standesgemäße Verbindung mit einer vornehmen, schönen und geistvollen Dame auch ohne besondere Neigung eingehen werde, dann aber war es wieder durchaus unpassend, daß Friedrich gerade jetzt in unmittelbarer Nähe von Hagenberg irgend eine leichte Liaison unterhielt, von welcher die Gräfin und Mathilde auf demselben Wege wie er selbst früher oder später unterrichtet werden mußten.

Seinem festen, willenskräftigen Charakter entsprechend beschloß er, diese ganze Angelegenheit schnell zur Klarheit zu bringen, und um den Boden, auf dem er sich bewegte, genau kennen zu lernen, zog er zunächst bei den Behörden der Gegend vorsichtig Erkundigungen über die beiden Frauen ein, deren Existenz ihm bisher ganz unbekannt gewesen war. Er erfuhr zu seiner Verwunderung, daß Frau Hansen das kleine Haus, welches durch die entfernten Erben seines letzten Besitzers längere Zeit feil geboten worden war, durch einen Notar in Kopenhagen erkauft und vollständig bezahlt habe und daß von hoher Stelle aus dem Ministerium die Landesbehörden angewiesen worden seien, der Niederlassung der ihnen gänzlich unbekannten Frau keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, ihre Legitimation als genügend anzunehmen und ihr bei jeder Gelegenheit und in jeder Weise bereitwilligen Schutz und Beistand zu gewähren,

den sie übrigens nie verlangt habe, da sie ganz still und ohne jede Beziehung zu den Bewohnern der Gegend auf ihrem erworbenen Besitztum lebe.

Diese Auskunft befremdete den Baron, weil sie irgend ein Geheimnis hinter den Beziehungen der beiden Frauen vermuten ließ, das ihm in der Behandlung dieser ohnehin schon delikaten Sache noch größere Vorsicht gebot.

Der Oktober war inzwischen herangekommen, schon einigemal hatte der Baron seine nächsten Nachbarn zu kleineren Jagden eingeladen, er hatte die Treiben in den Grenzbezirken seiner Forsten abhalten lassen und dabei von der Waldlisière aus, an welcher er den Frühstücksplatz herrichten ließ, das einsame Haus prüfend betrachtet, auch scherzend und spöttelnd im Gespräch mit der Jagdgesellschaft der Gerüchte erwähnt, welche unter den Bauern über die beiden dort wohnenden Frauen verbreitet waren. Friedrich hatte wohl bei diesem Gespräch eine flüchtige Befangenheit gezeigt, aber mit keinem Worte verraten, daß er irgend etwas von der Sache wisse oder zu dem geheimnisvollen Hause in irgendwelcher Beziehung stehe.

Da erhielt der Baron eines Tages die Nachricht, daß Axel einen freilich nur kurzen Urlaub erhalten habe, um den bisher immer aufgeschobenen großen Jagden in Hagenberg beizuwohnen, und daß die Gräfin Stören mit Mathilde ihren Sohn bei seinem Besuch in Hagenberg begleiten werde.

Der Baron beschloß nun, die Sache, welche ihn

so sehr beschäftigte und durch die lange schwankende Unsicherheit seine an unbedingte Herrschaft gewohnte Natur zu reizen begann, kurz und schnell zu Ende zu führen, er ließ, als er den Brief der Gräfin empfing, seinen Sohn zu sich bescheiden.

Wohl war Friedrich durch die Botschaft seines Vaters überrascht, denn nur selten lebte der Baron außerhalb der für die Familienvereinigungen bestimmten Stunden mit seinen Kindern im Verkehr, aber es gab jetzt gerade in den Herbstarbeiten der großen Wirtschaftsverwaltung gar manchen wichtigen Punkt, und er glaubte, daß sein Vater ihm über irgend einen derselben seine Ansicht aussprechen oder einen Befehl erteilen werde.

So trat er denn ruhig und unbefangen in das Zimmer des Barons.

Sechstes Kapitel.

Der Baron empfing seinen Sohn mit der strengen, formellen Artigkeit, welche er in allen Verhältnissen des Lebens bewahrte und auch seinen Kindern gegenüber beobachtete, aber es lag heute in seinem ganzen Wesen, als er Friedrich die Hand reichte und ihn ersuchte, an seiner Seite Platz zu nehmen, ein Schimmer von väterlicher Herzlichkeit und zugleich auch wieder eine gewisse Feierlichkeit, so daß der junge Mann mit einiger Unruhe der Unterredung entgegenging.

Der Baron ließ ihn nicht lange in Ungewißheit. Mit der ihm eigenen energischen Entschlossenheit, welche ihn stets den Schwierigkeiten und Hindernissen entgegengehen ließ, statt sie vorsichtig zu vermeiden, ging er ohne Umschweife und Einleitung sogleich mitten in die Sache hinein.

„Axel hat sich angemeldet,“ sagte er, „er hat nur einen kurzen Urlaub erlangen können, die Gräfin und Mathilde werden ihn begleiten und, wie ich hoffe, längere Zeit unsere Gäste sein.“

Friedrich errötete unter dem forschenden Blick seines Vaters.

Um die Lippen des Barons spielte einen Augenblick ein zufriedenes Lächeln.

„Du kennst,“ fuhr er fort, „die Freundschaft, welche mich mit dem verstorbenen Grafen Stören verband, es war stets unser Wunsch, unsere Familien noch durch ein festeres und innigeres Band aneinander zu knüpfen; daß Graf Axel und Agnes sich zusammen gefunden haben, hat mir darum eine aufrichtige Freude bereitet, und Du wirst es wohl haben bemerken können, daß ich ebenso, ja noch mehr erfreut sein würde, wenn ich die Gräfin Mathilde Stören als Deine Gemahlin begrüßen könnte. Hätte ich nicht diese Hoffnung gehegt, — ich will nicht sagen, daß sie sich zu einem festen Plan gestaltet habe — so würde ich die häufigen Besuche der Gräfin und ihrer Tochter nicht veranlaßt haben, denn natürlich werden dieselben in der Gesellschaft kommentirt, und ich würde es vor meinem verstorbenen Freunde Stören nicht verantworten können, wenn seine Tochter durch meine Schuld oder wenigstens durch meine Veranlassung kompromittirt würde.“

„Mein Gott, mein Vater,“ stammelte Friedrich, „Du überraschest mich, ich hatte eine solche Unterredung nicht erwartet!“

Der Baron schien die Bestürzung seines Sohnes für seine Wünsche günstig zu deuten. Freundlich fuhr er fort:

„Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß Du gern mit

Mathilde verkehrst und daß Du ihre außerordentlichen Vorzüge, welche die Gunst der Natur und die sorgfältige Erziehung edler und ausgezeichneter Eltern ihr gegeben, in demselben Grade anerkennst wie ich selbst. Ich setze also voraus, daß Du ebenso wie ich überzeugt bist, keine würdigere Gemahlin wählen zu können. Die Baronin Blomstedt hat eine glänzende und darum beneidete und schwierige Stellung am Hofe und unter dem Adel unseres Landes zu erfüllen — da Deine Mutter uns entrissen wurde, so hat sie sogleich auch bei meinem Leben die Honneurs unseres Hauses zu machen und in alle Rechte, die unser Name uns in der Gesellschaft gibt, einzutreten. Du würdest im ganzen Lande keine Dame finden, welche dieser Aufgabe so vollkommen gewachsen wäre als Mathilde. Ihr seid Jugendgespielen, und wie ich jetzt euern Verkehr miteinander beobachtet habe, glaube ich, daß Deine Wahl mit meinen Wünschen übereinstimmt, da ich nicht voraussetze, daß Du auf Deinen Reisen im Auslande einen würdigeren Gegenstand hättest finden können. Es ist angemessen, daß Du Dich bald vermählst, um unserem Hause die volle Repräsentation wieder zu geben, auch kann Mathilde nicht länger der Gegenstand von Gesprächen sein, wie sie in der Gesellschaft geführt werden. Ich wünsche also, daß diese Angelegenheit, in welcher Deine Neigung mit meinen Hoffnungen übereinstimmt, bei dem bevorstehenden Besuch der Gräfin zum Abschluß gebracht wird. Wenn Du willst, so werde ich mit der Gräfin

sprechen, um die Sache zu ordnen, doch scheint es mir besser und für das ganze Verhältnis würdiger, wenn Du die Sache mit Mathilde selbst in Ordnung bringst. Ich glaube kaum," fügte er, über die steigende Verwirrung seines Sohnes lächelnd, hinzu, „daß Du eine ungünstige Aufnahme Deiner Werbung zu befürchten hast."

Er schwieg — er hatte alles gesagt, was er zu sagen für nötig hielt, und erwartete Friedrichs Antwort.

Dieser blickte einige Sekunden sprachlos vor sich nieder, die Worte seines Vaters waren wie ein Blitzstrahl in sein stilles innerliches Gefühlsleben gefallen, das ihn in der letzten Zeit von allen äußerlichen Verhältnissen abgezogen hatte. Niemals vorher hatte sein Vater eine Andeutung gemacht, und er hatte niemals daran gedacht, daß seine Vermählung notwendig oder wünschenswert sein möchte. Das plötzliche, grelle Licht blendete ihn und er sah Mathilde, umstrahlt von dem ganzen Nimbus der vornehmen Weltdamen, vor sich, aber neben ihr erhob sich Metas freundliches, klares Bild, und im jähen Schreck zuckte sein Herz zusammen bei dem Gedanken, daß der holde Verkehr mit der Freundin, die seiner Seele so süße, wohlthätige Frische brachte, für immer zu Ende sein sollte, denn unter welcher Form hätte er wohl diesen Verkehr fortsetzen sollen, wenn er Mathilde oder irgend einer andern Gemahlin, welche die Rücksicht auf seinen Stand und seine Stellung ihm früher oder später zuführen mochte, die Hand reichen würde. So ruhig, freundlich und leidenschaftslos seine Gefühle

für Meta auch waren, so füllten sie doch seine ganze Seele aus, und in diesem Augenblick, in welchem die Trennung von ihr plötzlich wie ein drohendes Schreckbild vor ihm aufstieg, glaubte er die unabweisbare Ueberzeugung im tiefsten Herzen zu empfinden, daß er ohne Meta nicht leben könne. Aber er kannte seinen Vater, er wußte, daß es Wahnsinn sein würde, in diesem Augenblick demselben von Meta und seinen Beziehungen zu ihr zu sprechen, die er niemals begreifen würde.

„Du hast mich überrascht, mein Vater," sagte er mit unsicherer Stimme, „wie könnte ich so schnell eine mein ganzes Leben bestimmende hochwichtige Entscheidung treffen — kaum kenne ich Mathilde — erlaube mir, darüber nachzudenken und —"

„Alle wichtigen Entscheidungen," fiel der Baron ein, „müssen schnell getroffen werden, das lange Nachdenken, Prüfen und Abwägen führt zu immer neuen Zweifeln. Du kannst kaum überrascht sein, denn wenn Du jemals über Dich und Deine Stellung in der Welt nachgedacht hast, so wirst Du Dir gesagt haben, daß eine frühe Vermählung Deine Pflicht sei, um die Zukunft unseres Hauses zu sichern. Mathilde Stören kennst Du seit Deiner Jugend, wo also wäre der Grund der zögernden Ueberlegung?"

„Und dennoch, mein Vater, dennoch," sagte Friedrich, „bitte ich Dich, laß mir Zeit, mich zu sammeln und nachzudenken —"

„Die Rücksicht auf Mathilde läßt keine Zögerung zu,"

sagte der Baron; „und dann," fuhr er fort, „habe ich Dir gesagt, daß diese Verbindung mein Wunsch sei — daß die Erfüllung dieses Wunsches mir eine innige und aufrichtige Freude machen würde."

Wenn der Baron von Blomstedt sonst einen Wunsch aussprach, so war dieser Wunsch für seine Kinder Befehl, und der Ton, in welchem er ausgesprochen wurde, zeigte deutlich, daß er Gehorsam erwarte und desselben gewiß sei. Diesmal aber klang der Wunsch des Barons weich wie eine Bitte, deren Erfüllung der Vater von dem Herzen des Sohnes erwartete.

Friedrich war tief bewegt, es gab wenig in der Welt, was der Baron in diesem Ton nicht hätte erlangen können — die Bitte des stolzen, strengen und unnahbaren Vaters drang mächtig zu seinem Herzen. Bevor er Meta kennen gelernt, hätte er nicht zu widerstehen vermocht, und so wenig auch in seinen Augen die glänzenden Eigenschaften der Weltdamen galten, hätte er doch, um seinem Vater Freude zu machen, den Gang durchs Leben mit Mathilde gewagt. Aber jetzt glaubte er die klaren, sanften, lieben Augen seiner Freundin auf sich gerichtet zu sehen und daneben erschien Mathilde mit höhnisch aufgeworfenen Lippen, mit dem spöttischen, hochmütigen Blick. Nein, nein, es war nicht möglich, er konnte das Opfer nicht bringen. Erst jetzt wurde ihm klar, wie tief sein Gefühl für Meta mit seinem ganzen Wesen verwachsen war. Der Ausdruck banger, unsicherer Verwirrung verschwand von seinem

Gesicht. Mit traurigem, aber festem und entschlossenem Blick sah er den Baron an.

Er ergriff dessen Hand und sagte:

„Verzeihung, mein Vater, Verzeihung, daß ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann; ich bin Dir Offenheit und Wahrheit schuldig — Du hast recht, es ist keine zögernde Prüfung und Ueberlegung nötig, denn ich bin entschlossen, ich weiß, daß ich Dir antworten muß, so schmerzlich es mich auch bewegt! Nein, mein Vater, ich kann Mathilde Stören meine Hand nicht reichen, denn ich liebe sie nicht und ich weiß, daß ich sie niemals werde lieben können.“

Das Gesicht des Barons verfinsterte sich.

„Du liebst sie nicht?“ sagte er; „das ist ein leeres Wort; ich würde Deine Worte verstehen, wenn ich um äußerer Vorteile willen von Dir verlangte, daß Du einer Dame Deine Hand reichen sollst, welcher Schönheit und Anmut oder, was noch mehr bedeutet, der Geist fehlen, aber Mathilde besitzt alle Eigenschaften, welche ein Weib reizend und liebenswürdig machen, in höchster Vollkommenheit, warum sollst Du sie nicht lieben können? Nennst Du Liebe jenes unklare Gefühl des unreifen Knaben, das in wimmernder Sehnsucht ein Wesen anschmachtet, das nur mit den Reizen der eigenen Phantasie geschmückt ist? — Solche Liebe, das mußt Du wissen durch Deine Erziehung, das mußt Du fühlen durch Dein Blut, ist eines Edelmanns von unserem Range unwürdig und gehört nicht in den Kreis unseres Lebens, ein solches Gefühl war

es nicht, das mich zu Deiner edlen Mutter führte, und doch war ich mit ihr in wahrer, treuer und unwandelbarer Liebe verbunden — doch war sie das unvergeßliche Glück meines Lebens! Die Liebe, die dem unbekannten Bilde kindischer Träume entgegenfliegt wie ein verblendeter Nachtvogel, ist nichts wert — die wahre Liebe erblüht aus dem langsamen Erkennen des gegenseitigen Wertes im Sonnenlicht der Klarheit und Wahrheit."

„Die Erkenntnis des Wertes und die Achtung bringen nicht die Liebe, nicht das Glück! — Mathilde, mein Vater, so hoch ich sie achte, so sehr ich ihren Wert erkenne, liebe ich nicht — kann ich niemals lieben, eben weil ich sie kenne, weil ihr stolzer, hochmütiger Sinn, ihr spöttischer Geist sich niemals mit dem Ideal vereinigt, das mir die edle Weiblichkeit darstellt."

„Ideal!" sagte der Baron achselzuckend; „wo gibt es denn Platz für die Ideale auf Erden! Noch einmal," sagte er dann nach einem peinlichen Schweigen, „wiederhole ich Dir, diese Verbindung ist mein Wunsch, den ich lange gehegt habe und den ich nur schmerzlich aufgeben kann."

„Verzeih, mein Vater, verzeih," erwiderte Friedrich, tief erschüttert, aber doch mit dem Ausdruck eines festen, unwiderruflichen Entschlusses, „Gott ist mein Zeuge, daß ich in jedem Augenblick bereit wäre, mein Leben für Dich zu lassen, so weit das Rollen des Blutes und die Spannung der Sehnen Leben heißt, aber Du wirst es, Du kannst es

nicht verlangen, daß ich in einer Verbindung, an der mein Herz keinen Teil hat, das Glück meines vielleicht noch langen und zu reicher Thätigkeit und Arbeit verpflichteten Erdendaseins fortwerfe, daß ich den Frieden mit mir selbst verliere und die Freudigkeit des Wirkens und Schaffens zerstöre. Verzeih mir, mein Vater," rief er, die Hand des Barons an seine Lippen führend, „verzeih mir — aber ich kann Mathilde Stören nicht lieben, und weil ich sie nicht liebe, kann ich mich nicht mit ihr für das Leben verbinden."

Der Baron zog heftig seine Hand zurück, ein zorniger Blitz flammte in seinen Augen auf — seine Lippen zuckten, als wollten sie eine harte, schneidende Antwort aussprechen. Aber seiner kalten, stolzen Natur widerstrebte jede heftige Scene; seine kluge Welterfahrung sagte ihm, daß auch Schwierigkeiten und Hindernisse, welche im ersten Augenblick unüberwindlich scheinen, durch kluge Vorsicht und ausdauernde Beharrlichkeit umgangen oder zerbröckelt werden können.

Ruhig und ohne jede Spur von unwilliger Erregung sagte er:

„In wichtigen und ernsten Fragen, von denen die Gestaltung der eigenen Existenz abhängt, muß jeder Mensch nach seinem eigenen Urteil und seiner eigenen Ueberzeugung entscheiden. Es versteht sich von selbst, daß ich auf die Wahl Deiner künftigen Gemahlin, auch selbst wenn mir dazu das Recht zustände, niemals einen zwingenden Einfluß ausüben werde, der mich bei einer ungünstigen

Wendung mit dem Vorwurf für Dein verfehltes Leben belasten könnte. So sehr ich überzeugt bin, daß Mathilde Stören alle Eigenschaften besitzt, um den Platz an Deiner Seite auszufüllen, so sehr ich auch wünschte, daß Deine Wahl auf sie fallen möchte, so darfst Du dennoch gewiß sein, daß ich jede andere Gemahlin, die Du mir aus dem Kreise der Edeldamen des Landes, ja selbst aus den vornehmen Familien des Auslandes zuführen wirst, freundlich und mit voller väterlicher Herzlichkeit aufnehme. Von einem zwingenden Einfluß meiner Autorität," fuhr er, seinen Sohn mit scharfen Blicken musternd, fort, „könnte überhaupt nur die Rede sein, wenn Deine Wahl auf eine Unwürdige oder nicht Ebenbürtige gefallen wäre — doch," fügte er, während Friedrich errötend die Augen niederschlug, in leichtem und wegwerfendem Ton hinzu, „das kann ja gar nicht in Frage kommen — betrachten wir also die Sache als abgemacht und sprechen wir nicht mehr darüber — nur eins verlange ich von Dir, daß Du mit Mathilde Stören bei ihrem Besuch hier ganz wie früher in der alten freundlichen und herzlichen Ungezwungenheit als Jugendfreund verkehrst, damit auch der Schein eines Bruches und einer Kälte und Unfreundlichkeit zwischen unseren Familien sorgfältig vermieden werde; das bist Du unserem Hause und dem Hause der Gräfin schuldig, mit dem wir ja doch durch Agnes und Axel eng verbunden bleiben — ich werde dann selbst dafür sorgen, daß die Besuche der Gräfin und ihrer Tochter hier sich seltener wiederholen, damit alle Gerüchte,

welche Mathilde kompromittiren können, vermieden oder im Keime erstickt werden."

„Gewiß, mein Vater, gewiß!" rief Friedrich lebhaft; „ich verspreche Dir, Mathilde gegenüber volle Unbefangenheit zu zeigen, da ich voraussetze, daß sie von unserem heutigen Gespräch nie etwas erfahren wird."

„Wie wäre das möglich!" sagte der Baron stolz. Dann wendete er das Gespräch zu den verschiedenen Gegenständen, welche in diesem Augenblick bei der Güterverwaltung im Vordergrunde des Interesses standen.

Friedrich gab ihm auf alle seine Fragen klare und erschöpfende Auskunft, welche eine eingehende Beschäftigung mit den Wirtschaftsangelegenheiten bewies.

Der Baron sprach ihm seine Zufriedenheit darüber aus und gab ihm einen Auftrag an den Verwalter eines ziemlich entlegenen Vorwerks, den er, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, persönlich ausgerichtet zu sehen wünschte.

Obgleich Friedrich durch diesen Auftrag verhindert wurde, seinen Besuch im Hause der Frau Hansen zu machen, so übernahm er denselben bereitwilligst, erfreut darüber, daß er seinem Vater, dessen Lieblingswunsch er hatte unerfüllt lassen müssen, wenigstens einen kleinen Beweis seiner Ergebenheit und seines Gehorsams geben konnte.

Das Diner verlief heute fast heiterer als sonst, der Baron führte anregend und lebhaft die Unterhaltung, scherzte mit Agnes über die freudige Ungeduld, mit welcher sie dem Besuch ihres Verlobten entgegensah und welche

fast die Wolke trüber Schwermut von ihrer Stirn verscheuchte; dann traf er verschiedene Bestimmungen zu einer großen Jagd, welche während der Anwesenheit der Gräfin und ihrer Kinder gehalten werden sollte, stellte die Liste der zu erlassenden Einladungen fest und besprach mit seinem Sohn endlich noch einmal den Auftrag, den er ihm erteilt hatte.

Bald nach Tisch machte sich Friedrich auf den Weg.

Agnes zog sich auf ihr Zimmer zurück und nach einiger Zeit stieg auch der Baron zu Pferde, um ohne alle Begleitung auf dem Wege nach Glücksburg hin fortzureiten, welcher an dem Hause der Frau Hansen vorüber führte.

Siebentes Kapitel.

Ebenso wie der Baron von Blomstedt mit seinem Sohn hatte auch Frau Hansen eine ernste Unterredung mit ihrer Tochter gehabt.

Meta saß auf ihrem Platz am Fenster und las in einem Buch, das Friedrich mitgebracht hatte, als Frau Hansen zu ihr hereintrat und sich ihr mit einer so ernsten, fast strengen Miene gegenübersetzte, daß das Lächeln, mit welchem sie ihre Mutter begrüßt hatte, dem Ausdruck der Verwunderung und einer fast ängstlichen Erwartung Platz machte.

„Ich muß mit Dir ein ernstes Wort sprechen, mein Kind," sagte Frau Hansen, „wie es die Pflicht der Mutter ist, um so mehr dann, wenn die Mutter sich stets als die Freundin ihrer Tochter gezeigt hat."

Meta küßte die Hand ihrer Mutter, ohne daß sich in ihrem Gesicht eine Spur von Befangenheit und Verwirrung zeigte.

Frau Hansen las in der Miene ihrer Tochter nichts

als die staunende und erschrockene Frage, welch ein Anlaß in ihrem einfachen, ruhigen Leben zu einer Unterredung mit so ernster Einleitung sein könne.

„Ich habe,“ sagte Frau Hansen, „aus hingeworfenen Aeußerungen unserer Bäckersfrau und auch aus gelegentlichen Bemerkungen unserer alten Barbara entnommen, daß unter den Bauern der Gegend die häufigen Besuche des jungen Barons von Blomstedt in unserem Hause zu allerlei Bemerkungen Veranlassung gegeben, und es ist das auch in der That natürlich, denn es muß ja auffallen, wenn ein junger Kavalier von dem Range und Reichtum des Baron Friedrich täglich bei zwei armen, einsamen und in der Gegend unbekannten Frauen verkehrt — es ist ebenso natürlich, wenn man annimmt, daß seine Besuche nicht mir gelten, und wenn die neugierige und stets zu niedrigem Verdacht geneigte Welt über Dich und den Baron Friedrich hämische und spöttische Bemerkungen macht.“

Meta errötete zwar bei den Worten ihrer Mutter, aber ihre klaren, ruhigen Augen senkten sich nicht vor ihrem forschenden Blick und ein harmlos heiteres Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Hast Du mich nicht stets gelehrt, meine Mutter,“ sagte sie unbefangen, „daß niemand sich vor Nachrede und Verleumdung schützen könne, weshalb wir uns niemals bekümmern und beunruhigen sollen um das, was die Menschen von uns sagen mögen, wenn wir nur mit uns selbst einig sind.“

„Ganz recht," sagte Frau Hansen, „ich habe das gesagt und es ist auch meine Ueberzeugung — hätte ich mich durch die Verleumdung, den Hohn und den Spott der Menschen niederdrücken lassen, so wäre ich heute nicht mehr im stande, mein Haupt stolz und mutig aufgerichtet vor der Welt zu tragen und es zugleich in gläubiger Ergebung vor Gott zu beugen; um aber," fuhr sie, die Hand ihrer Tochter ergreifend, fort, „das Urteil und die Nachrede der Welt verachten zu können und verachten zu dürfen, muß man, wie Du es eben wiederholt hast, mit sich selbst klar und einig sein — deshalb eben, meine Tochter, ist es meine Pflicht, als Deine Mutter und Deine Freundin mit Dir zu sprechen und eine Antwort von Dir zu verlangen, wahr und aufrichtig, wie ich es stets von Dir gewohnt bin und es um Dich verdient habe."

„Frage, meine Mutter," erwiderte Meta, indem sie abermals flüchtig errötete, ohne daß auch diesmal ihr Blick sich senkte oder den ruhigen, heiteren Ausdruck ihrer Züge verwirrte.

„Nun denn," sagte Frau Hansen, „um die Bemerkungen der Leute über die Besuche des Barons Blomstedt gleichgiltig über uns ergehen zu lassen und verachten zu können, müssen wir unserer Sache sicher, müssen wir gewiß sein, daß sie keine Spur von Wahrheit enthält."

„Mutter!" rief Meta, indem sie hoch erglühend sich stolz aufrichtete.

„Ich weiß es wohl, mein Kind," sagte Frau Hansen

mit einem zärtlichen, innigen Ton, der bei ihr selten und ungewohnt war, „ich weiß es wohl, daß Dich kein Vorwurf trifft, bin ich doch stets gegenwärtig gewesen, wenn der Baron hier war, und ist doch auch niemals ein Wort zwischen euch gefallen, dessen nicht die ganze Welt Zeuge sein könnte, aber ich will nicht nur, daß Du frei seiest von jedem Vorwurf, das Geflüster der Welt verachten zu können, ich will auch, daß mein Herz frei bleibe von jedem Kummer und von jeder Täuschung, welche das Leben verbittern, die Kraft lähmen und den Glauben zerstören — ich weiß es nicht, ob Gottes Wille es fügen wird, daß Du jemals einem Manne Deine Hand zum Lebensbunde reichen sollst — ich wünsche es nicht, denn die Liebe ist ein Gift, das die Seele in Jammer und bitterer Täuschung zerstört, und ein Bund ohne Liebe ist eine Erniedrigung, oder, wenn er auf Achtung und Dankbarkeit begründet ist, auch oftmals eine Last, welche nur die ruhige Befriedigung, aber niemals das Glück gewährt, das uns die Einsamkeit fast immer bietet. Ich habe Dich so erzogen, daß Du außer der meinigen keine andere Liebe bedarfst, und Dich gelehrt, aus den Tiefen der Einsamkeit das reinste Herzensglück zu schöpfen. Gott hat mir gegeben, Dich auch für Deine Zukunft so zu stellen, daß Du keines Mannes Unterstützung bedarfst. Es wäre ein Wagnis, wenn meine Sorge für Dein Glück beendet, meine Hoffnungen für Deine Zukunft zerstört werden sollten, und rechtzeitig müßte ich eben solchem feindlichen und verhängnisvollen Einfluß

entgegentreten, deshalb verlange ich von Dir in all dem Vertrauen, das ich um Dich verdient habe, eine offene Antwort auf die Frage, ob Dein Herz sich etwa dem Baron von Blomstedt in warmer Empfindung zuneigt. Prüfe Dich wohl, damit Du Dich und mich nicht täuschest, denn wäre es so, dann verlange ich von Dir die Kraft, daß Du jeden Keim solcher Empfindung aus Deinem Herzen reißest. Höre es wohl, so wahr Gott über uns ist, niemals darfst Du den Baron Friedrich lieben — niemals könnt ihr auf Erden vereinigt werden, auch wenn nicht die Schranken der äußeren Stellung euch trennten!"

Metas Mienen und Blicke hatten, während ihre Mutter immer eifriger sprach und wie zur feierlichen Bekräftigung ihrer Worte die Hand erhob, zuerst ein grenzenloses Erstaunen ausgedrückt, dann lachte sie mit fast kindlicher Heiterkeit und rief, als Frau Hansen geendet:

„Nein, meine Mutter, nein — mach Dir keine Sorge um mich — welch ein Gedanke — den Baron Friedrich sollte ich lieben — wie wäre das möglich — er ist ja fünf Jahre jünger als ich!"

Frau Hansen hatte ihre Tochter scharf beobachtet und atmete erleichtert auf; diese ruhige Heiterkeit in Metas Blicken und in dem Ton ihrer Stimme konnte keine Verstellung sein.

Dennoch forschte sie weiter.

„Wäre dieser Altersunterschied wirklich ein Hindernis?" fragte sie.

„Ja, meine Mutter," erwiderte Meta, „ich kenne die Welt nicht — Du weißt es, daß ich mich nicht nach ihr sehne und zufrieden bin mit dem, was in unserer Einsamkeit das eigene Herz und der eigene Geist uns bietet, aber wenn ich mich in die Lage denke, daß mir ein Mann begegnen sollte, um den ich den Frieden und das stille Glück der Einsamkeit verlassen möchte, so müßte er hoch über mir stehen, ich müßte aufwärts streben müssen, um ihn zu erreichen, aber wahrlich dürfte er nicht so viel jünger sein, daß ich mir die nahe zurückliegende Zeit vorstellen kann, da er ein Kind war neben mir."

„Und Du hast nie eine wärmere Regung empfunden?" fragte die Mutter ganz besorgt. „Du bist ganz gewiß, daß niemals eine solche in Deinem Herzen keimen konnte?"

„Eine wärmere Regung?" erwiderte Meta. „Doch, Mutter, doch! Wohl fühle ich mein Herz sich freundlich erwärmen, wenn ich in Friedrichs gute, treue Augen sehe, wenn ich seine so herzlich erklingende Stimme höre. Bei Gott, ich könnte viel für ihn thun — ich könnte mich für sein Glück opfern, es ist ja der erste Freund, der mir in der Welt entgegentritt, außer Dir, meine Mutter, aber lieben, wie ich mir denke, daß man einen Mann lieben müßte, in dessen Leben mein Leben aufgehen möchte, das, meine Mutter, das ist ganz unmöglich. Ich denke mir," fuhr sie nachsinnend fort, „daß ein Mann, den wir lieben sollen, uns etwas Neues, Großes, außer und über uns Stehendes entgegenbringen müßte, etwas, das wir uns

selbst nicht geben können, das eine Ergänzung, eine Vervollkommnung unseres eigenen Wesens bildet — aber, siehst Du, das habe ich bei Friedrich nicht gefunden; wohl hat er mir Neues gebracht, wohl lernte ich von ihm manches aus einer Welt, die ihm gewohnt und geläufig ist und die ich nicht gekannt habe, aber das alles ist doch nur äußerlich, es hat nur den Wert eines leichten, flüchtigen Schmuckes des Lebens; in allem aber, was für Herz und Geist und Seele den wahren Wert des Lebens macht, da, meine Mutter, stehe ich ihm gleich. Verzeihe, wenn das Wort anmaßend klingen sollte! Wohl freut es mich und regt mich an, meine Gedanken austauschen zu können, aber ich empfinde nichts für ihn, ich blicke nicht zu ihm auf, und zuweilen habe ich das Gefühl, als ob seine Gedanken sich in meinem Geist klarer gestalteten. Nein, meine Mutter, lieben könnte ich ihn niemals, aber ihn lieb haben, so recht lieb haben aus vollem, warmem Herzen heraus, das kann ich, das thue ich, meine Mutter. Siehst Du," fuhr sie nachdenklich, die Augen niederschlagend, fort, „wenn ich je einen Bruder gehabt hätte, was ich mir als Kind oft wünschte, wenn meine kleinen Gespielinnen von ihren Brüdern sprachen, meinen Bruder würde ich so lieb gehabt haben wie den Baron Friedrich von Blomstedt."

Frau Hansen erbleichte und preßte die Hand auf ihr Herz. Eine düstere Glut strahlte aus ihren Augen. Sie neigte das Haupt auf die Brust und einige Augenblicke saßen beide sich schweigend gegenüber.

„Bist Du nun zufrieden?“ fragte Meta, indem sie den Arm um den Hals ihrer Mutter schlang, „ist Deine Sorge verschwunden?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte Frau Hansen mit sonderbar rauhem Tone.

Sie küßte Metas Stirn und trat, schnell aufstehend, an das andere Fenster des Zimmers, aus welchem man nach dem Wege hinüberblicken konnte.

Es schien, als wolle sie die zuckende Erregung ihres Gesichts vor ihrer Tochter verbergen.

„Hörst Du?“ rief Meta, „hörst Du die Hufschläge? Friedrich kommt; ich freue mich, ihn zu sehen und mit ihm zu plaudern, aber fast wird es mir Mühe machen, ernst zu bleiben, wenn ich ihn ansehe und an unser Gespräch denke. Fühle nur, wie ruhig mein Herz schlägt, und ich habe ja doch in den Büchern gelesen, daß die Liebe das Herz heftig klopfen läßt!“

Sie hielt lachend die Hand ihrer Mutter an ihre linke Brust, aber Frau Hansen zog dieselbe heftig zurück und rief, indem sie auf den von der Landstraße nach dem Hause führenden Feldweg deutete:

„Nein, mein Kind, nein, das ist nicht Friedrich!“

„In der That,“ sagte Meta erstaunt, „ich kenne den Herrn nicht, der dort über das Feld geritten kommt; er mag wohl den Richtweg einschlagen, um schneller nach dem Dorfe zu gelangen.“

„Er hält an,“ rief Frau Hansen, deren Herz fast

hörbar schlug, „er betrachtet das Haus, er steigt ab, er bindet sein Pferd an den Zweig des Eichbaums, kein Zweifel, er will zu uns, es ist Friedrichs Vater, es ist der Baron von Blomstedt!“ rief sie erbleichend mit bebender Stimme.

„Du kennst ihn?“ fragte Meta, welche neugierig nach dem Baron hinüberblickte, der jetzt durch die Heckenthür in den Garten trat.

„Ich habe ihn zufällig einmal gesehen, als er auf der Landstraße an mir vorüberfuhr,“ erwiderte Frau Hansen atemlos, indem sie dem Nahenden entgegenstarrte. „Geh auf Dein Zimmer, Kind!“ befahl sie hastig.

Meta gehorchte zögernd, indem sie noch einmal zum Fenster hinausblickte.

Sie schien neugierig, den Baron zu sehen, der fast schon die Hausthür erreicht hatte, aber gewohnt, sich in allem dem Willen ihrer Mutter unbedingt zu unterwerfen, ging sie im nächsten Augenblick schweigend hinaus und hatte kaum die Thüre ihres Zimmers hinter sich geschlossen, als der Baron bereits in das Haus trat.

Die alte Barbara, welche diesen neuen Besuch, der die Einsamkeit des stillen Hauses störte, verwundert und mißtrauisch ansah, fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich wünsche Frau Hansen zu sprechen,“ erwiderte der Baron stolz und befehlend, „führen Sie mich zu ihr!“

Die alte Dienerin öffnete die Thür des Zimmers und blickte ihre Herrin fragend an.

Diese hatte das Schleiertuch, welches ihren Kopf umhüllte, fast ganz über das Gesicht zusammengezogen, so daß es unmöglich war, ihre Züge zu erkennen.

Sie winkte mit der Hand.

Barbara ließ den Besuch eintreten.

Der Baron verschloß sorgfältig die Thür hinter sich, verneigte sich artig, aber doch mit hochmütiger, kalter Zurückhaltung und sagte mit dem ihm eigenen kurzen und bestimmten Ton:

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Hansen, wenn ich Sie durch meinen Besuch störe, doch habe ich notwendig mit Ihnen zu sprechen. Ich bin der Baron von Blomstedt und setze voraus, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt ist.“

Frau Hansen blickte unter ihrem Schleiertuch hervor den Baron einige Augenblicke scharf und prüfend an, dann sagte sie mit einer Stimme, die noch kälter, noch schneidender klang, als sie sonst mit Fremden zu sprechen pflegte:

„Der Name des Schloßherrn von Hagenberg, mein Herr, ist wohl jedem in der Gegend hier bekannt; was mich betrifft, so lebe ich hier in der Einsamkeit und kann daher nicht sagen, daß mir ein Besuch erfreulich und erwünscht ist. Ich bin bereit, zu hören, was Sie zu mir führt.“

Sie deutete mit der Hand auf einen Sessel und setzte sich selbst mit dem Rücken gegen das Fenster.

„Doch leben Sie nicht ganz ausschließlich der

Einsamkeit," sagte der Baron mit einem leichten Anflug von Ironie, „denn, wie ich weiß, ist mein Sohn Friedrich täglicher Gast in Ihrem Hause."

„Ganz recht," erwiderte Frau Hansen, „der Baron Friedrich kommt seit einiger Zeit hieher, er ist der einzige, dem ich bisher mein Haus öffnete."

„Nun, meine geehrte Frau," sagte der Baron fast ungeduldig, „die Besuche meines Sohnes sind der Grund, der mich zu Ihnen führt."

Frau Hansen neigte den Kopf; es klang fast wie ein höhnisches Lachen unter ihrem Schleier hervor.

„Ich gehöre nicht zu den Vätern," fuhr der Baron fort, „welche ihre erwachsenen Söhne am Gängelbande zu führen versuchen und ängstlich deren Wege verfolgen. Sie haben eine Tochter, und ich setze voraus, daß dieser vorzugsweise die Besuche meines Sohnes gelten; ich würde dabei nichts zu erinnern finden, die Jugend ist die Zeit der Romantik, und ich würde wahrlich der letzte sein, der Ihrer Tochter und meinem Sohn aus einer romantischen Zerstreuung einen Vorwurf macht, aber mein Sohn soll sich vermählen; die Dame, welche mein Wunsch zu seiner Gemahlin bestimmt hat, ist auf dem Wege hieher, und Sie werden selbst begreifen, daß unter diesen Verhältnissen eine solche Zerstreuung nach allen Richtungen hin unpassend ist und auch für Ihre Tochter nur peinlich sein kann."

Frau Hansen regte sich nicht, nur ein leises Zittern

flog durch ihre ganze Gestalt und mit höhnischem, stolzem Ton sagte sie:

„Es besteht zwischen meiner Tochter und Ihrem Sohn, mein Herr Baron, kein Verhältnis, welches nach irgend einer Richtung unpassend sein oder meiner Tochter jemals peinlich werden könnte, seien Sie gewiß, daß ich ein solches Verhältnis niemals dulden würde.“

Der Baron zuckte zusammen. Er schwieg einen Augenblick, als wolle er sich die Bedeutung der Worte, welche er vernommen, klar machen; dann sagte er streng und stolz:

„Verzeihen Sie, Madame, ich wollte nichts sagen oder voraussetzen, was einen Verdacht gegen Sie oder Ihre Tochter in sich schließen könnte, aber ich bin gewiß, daß Sie genug die Welt kennen, um genau zu wissen, daß etwas anderes als ein romantischer Traum hier niemals möglich ist, mit einem Worte: zwischen dem Erben von Hagenberg und Ihrer Tochter, so achtenswert deren Charakter auch sein mag, ist niemals eine ernste Verbindung denkbar.“

„Sie irren, mein Herr,“ erwiderte Frau Hansen, „wenn zwischen Ihrem Sohn und meiner Tochter eine Liebe möglich wäre, die Sie einen romantischen Traum zu nennen belieben, so würde ich Ihren Sohn, wie ich denselben bis jetzt kenne, für ehrenhaft genug halten, daß er diese Liebe nicht zum Verderben meines Kindes mißbrauche, und seien Sie gewiß, daß ich dann alles aufbieten

würde, um ihn an seine Ehrenpflicht zu erinnern und zur Erfüllung derselben zu zwingen."

Der Baron schwieg abermals einen Augenblick, er fühlte, daß sein Zweck dieser Frau gegenüber nicht so leicht zu erreichen sein werde, als er es sich gedacht, aber wie immer wich er vor der Schwierigkeit nicht zurück, sondern ging derselben fest entgegen.

„Wenn es sich hier um eine Ehrenpflicht handeln kann," sagte er, „so soll wahrlich nicht davon die Rede sein, dieselbe zu verletzen, ich bin vielmehr gekommen, um sie in der vollkommensten Weise zu erfüllen; ich habe Ihnen gesagt, daß die Besuche meines Sohnes aufhören müssen, welchen Grund dieselben auch immer haben mögen, da sie den Anlaß zu Gesprächen und Vermutungen bilden, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und wären sie ganz grundlos, dennoch nach allen Seiten unpassend sind. Ich sage es Ihnen aufrichtig, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie die Gegend verließen; bestimmen Sie selbst den Preis für die Erfüllung meines Wunsches, und Sie werden mit mir zufrieden sein und sich überzeugen, daß Sie so am besten für die Zukunft Ihrer Tochter sorgen."

Mit schneidendem Hohn sagte Frau Hansen:

„Der Baron von Blomstedt, der für den ersten Kavalier des Landes gilt, glaubt also, daß eine Ehrenpflicht seines Sohnes mit Geld abgekauft werden könne, wenn sie bestände, er glaubt, daß gebrochene Herzen ihren Preis haben wie eine Marktware!"

„Ich spreche nicht von gebrochenen Herzen,“ erwiderte der Baron ein wenig befangen, indem er sich vergebens bemühte, mit seinen Blicken den Schleier zu durchdringen, welcher Frau Hansens Gesicht bedeckte; „gebrochene Herzen sind eine thörichte Einbildung der Jugend; wir — Sie, Madame, und ich — haben die Pflicht, für unsere Kinder zu sorgen außerhalb der Welt der Einbildungen; ich habe meinen Sohn vor Irrungen zu bewahren, die sein ganzes Leben zerstören würden, Sie Ihrer Tochter eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen. Ich biete Ihnen also zwanzigtausend Thaler, welche sogleich von meinem Bankier in Kopenhagen an Sie gezahlt werden sollen, sobald Sie diese Gegend verlassen und dafür sorgen, daß mein Sohn Ihre Tochter niemals wieder sieht.“

„Der Schloßherr von Hagenberg,“ erwiderte Frau Hansen mit eisiger Kälte, „kann sich kaum großmütig nennen, wenn er für die Erfüllung eines Wunsches eine Summe bietet, die für ihn wenig bedeutet. Für mich, mein Herr, ist diese Summe größer, ich gestehe es, und hätte ich dieselbe Meinung von der Ehre wie Sie, so würde ich sie vielleicht annehmen, so aber bin ich in Ihren Augen vielleicht thöricht genug, Ihr Anerbieten zurückzuweisen, ja dasselbe als eine Beleidigung zu betrachten.“

„So fordern Sie mich heraus, Madame,“ rief der Baron heftig und drohend; „bedenken Sie, was Sie thun, bedenken Sie —“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt,“ fiel Frau Hansen

ein, „daß ich von der Ehre andere Ansichten habe als der Herr Baron von Blomstedt, und nach unserem Gespräch würde es meine und meiner Tochter Ehre verletzen, wenn wir den Verkehr mit Ihrem Sohne fortsetzten; seien Sie ruhig, mein Herr, mein Haus wird Ihrem Sohn fortan verschlossen sein, er wird meine Tochter nicht wiedersehen."

Der Baron blickte erstaunt auf, er hatte diese Wendung nicht erwartet, eine Wolke des Mißtrauens flog über seine Stirn.

„Und wo ist die Bürgschaft dafür?" fragte er schnell, fast unwillkürlich den in ihm aufsteigenden Gedanken aussprechend.

„Mein Herr," sagte Frau Hansen, indem sie aufstand, dabei aber den Schleier noch dichter vor ihr Gesicht zog, „Sie sind in meinem Hause; freilich bin ich eine wehrlose Frau, aber das Gesetz schützt das Hausrecht!"

„Verzeihen Sie, Madame!" rief der Baron, indem er sich ebenfalls erhob. „Verzeihen Sie meiner eifrigen Sorge, ebensowohl Ihre Tochter als meinen Sohn vor einer falschen Stellung zu bewahren; mein Anerbieten sollte keine Kränkung sein, sondern ein Beweis meiner Dankbarkeit — Ihr Wort genügt mir."

„Ich gebe es Ihnen, mein Wort," sagte Frau Hansen, „und damit scheint mir die Angelegenheit erledigt und der Zweck Ihres Besuches erfüllt."

„Er ist es," erwiderte der Baron, der trotz seiner Sicherheit sich dieser Frau gegenüber immer verlegener

fühlte; „es bleibt nur noch mein Dank übrig, den ich Ihnen von ganzem Herzen ausdrücke, und wenn Sie dennoch jemals eines Freundes bedürfen sollten — es gibt Wechselfälle des Lebens, die auch Sie und Ihre Tochter treffen können — so erinnern Sie sich meines Anerbietens, das ich stets aufrecht halten werde."

Er streckte Frau Hansen seine Hand entgegen.

Sie trat einen Schritt zurück und sagte:

„Der Zweck Ihres Besuches ist erfüllt, mein Herr!"

Das Blut schoß in das Gesicht des Barons.

Er verneigte sich kurz, jedes weitere Wort wäre unwürdig gewesen, und zum erstenmal vielleicht in seinem Leben hatte er das Gefühl, eine falsche und demütigende Rolle zu spielen.

Schnell durchschritt er den Hausflur, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon, während Meta ihm hinter der Gardine ihres Erkerfensters nachsah.

Frau Hansen schlug ihren Schleier zurück, als sie allein war, ihr Gesicht war bleich, ihre Lippen bebten, in unheimlichem Glanz flammten ihre Augen.

„Ich danke dir, mein Gott," sagte sie mit bebenden Lippen, „um Rache habe ich dich angefleht, du gibst mir die Rache; er hat bittend vor mir gestanden, sein Stolz hat sich vor mir beugen müssen, das ist der Anfang; in meiner Hand habe ich es, eine Scheidewand aufzurichten zwischen ihm und seinem Sohn, und ich werde sie aufrichten."

Meta trat ein. Sie erschrak über die Erregung ihrer Mutter, aber sie wagte nicht zu fragen, sie eilte nur zu ihr hin und küßte, liebevoll zu ihr aufblickend, ihre Hand.

„Der Baron hat recht,“ sagte Frau Hansen, welche schnell ihre Erregung überwunden hatte und wieder kalt und ruhig war wie immer, „die Besuche seines Sohnes hier werden bekrittelt, das schadet ihm und mir. Friedrich soll sich vermählen, wir dürfen ihn nicht mehr empfangen.“

Sie heftete forschend ihren Blick auf das Gesicht ihrer Tochter. Diese sah sie klar und ruhig an, nur eine tiefe Wehmut lag auf ihren Zügen.

„Das wird ihm weh thun,“ sagte sie traurig, „es waren freundliche, gute Stunden und er fühlte sich wohl hier in dem stillen Frieden unserer Einsamkeit. Wie hart ist doch die Welt,“ sagte sie seufzend, „und wie gut ist es, daß wir fern von ihr leben! Friedrich war eine freundliche Blüte in unserem Dasein, der Gifthauch der Welt hat sie vernichtet, aber uns bleibt die große, herrliche Natur, deren Blüten wohl auch verwelken, aber mit jedem Frühling wieder neu sich erschließen. Laß uns hinausgehen, Mutter, und vom Waldesrand die Sonne untergehen sehen, sie kommt ja morgen wieder zu uns zurück mit ihren freundlichen Strahlen, denen die Welt dennoch ihren Glanz nicht rauben kann.“

„Gott segne Dich, meine Tochter!“ sagte Frau Hansen,

indem sie Meta bewegter als sonst in ihre Arme schloß. Dann gingen beide durch die herbstlichen Felder nach dem Walde hin.

Meta war wohl stiller als sonst, aber um so heller und glücklicher leuchteten ihre Augen beim Anblick der goldig schimmernden Abendlandschaft.

Achtes Kapitel.

Der Baron von Blomstedt überwand auf dem Heimwege nach Hagenberg bald den peinlichen Eindruck, den die Unterredung mit Frau Hansen auf ihn gemacht hatte, die Hauptsache blieb für ihn, daß sein Zweck erreicht und das Hindernis, welches seinem Lieblingsplan einer baldigen Vermählung seines Sohnes mit der Tochter seines Freundes Stören entgegenstand, beseitigt war.

Zwar drückte es sein Selbstgefühl nieder, daß sein Stolz von jener unbekannten Frau, deren Gesichtszüge er unter dem verhüllenden Schleier nicht einmal hatte entdecken können, überboten war, — die Haltung dieser Frau zwang ihm Achtung ab und es widerstrebte ihm, ihr Dank schuldig zu sein.

Er nahm sich vor, einen Weg zu suchen, um diese Schuld der Dankbarkeit, die er wie eine Demütigung empfand, dennoch in irgend einer Weise abzutragen, und hoffte, daß Frau Hansen nach der Ueberwindung ihrer ersten Erregung den materiellen Beweis seiner

Erkenntlichkeit für ihr bereitwilliges Eingehen auf seine Wünsche nicht zurückweisen werde. Hatte ihm doch eine langjährige Erfahrung die Ueberzeugung von der unwiderstehlichen Macht des Geldes gegeben, durch die es ihm bis jetzt gelungen war, überall seinen Willen durchzusetzen; auch durchzuckte ihn einen Augenblick der Gedanke, daß diese geheimnisvolle Frau, welche ihm so sorgfältig ihre Gesichtszüge verbarg, vielleicht etwas anderes sein möchte, als sie schien, da er ja erfahren hatte, daß sie sich eines so kräftigen Schutzes in den höchsten Kreisen erfreue, und er erschrak vor der Möglichkeit, daß Frau Hansen vielleicht eine aus irgend welchen Rücksichten von der Welt zurückgezogene vornehme Dame sei und das Hindernis des Rangunterschiedes zwischen ihrer Tochter und seinem Sohne nicht bestehen möchte. Den nächsten Augenblick doch aber lächelte er selbst über diese Furcht — wenn dieselbe begründet wäre, so würde Frau Hansen, da er ihren Stolz herausgefordert hatte, gewiß eine Andeutung wenigstens in diesem Sinne gemacht haben, und es lag ja viel näher, daß die hohe Begünstigung, welche dieser Frau zu teil wurde, gerade in dem an irgend einer mächtigen Stelle gehegten Wunsche, sie mit ihrer Tochter in der Verborgenheit verschwinden zu lassen, ihren Grund habe.

Jedenfalls beschloß er, in vorsichtiger Weise Nachforschungen anzustellen; zunächst aber gab er sich ganz dem erfreulichen Eindruck wieder hin, seinen Zweck erreicht

zu haben, und wünschte sich Glück, daß er seinem Sohn nichts von Frau Hansen und ihrer Tochter gesagt, wozu er sich im ersten Augenblick der Erregung fast hatte hinreißen lassen; er hatte durch diese Zurückhaltung jeden Konflikt mit seinem Sohne vermieden und durfte hoffen, daß die augenblickliche Spannung der Verhältnisse sich in ruhiger und freundlicher Weise lösen werde, ohne zu Erklärungen und Scenen zu führen, die ihm so überaus verhaßt waren.

Der Baron kam infolge dessen ungemein gut gestimmt nach Hagenberg zurück.

Bald nach ihm traf Friedrich ein und erstattete ihm Bericht über die Erfüllung seines Auftrages, sowie über alle seine wirtschaftlichen Beobachtungen, die er auf dem entlegenen Vorwerksgute gemacht hatte.

Der Baron war äußerst zufrieden; er lobte seinen Sohn und dankte ihm mit einer Herzlichkeit, die bei ihm sonst nur selten hervorbrach.

Friedrich wieder war ungemein erfreut, daß er Gelegenheit gefunden, dem Vater seinen Eifer und Gehorsam zu beweisen, gerade nachdem er dessen Willen hatte Widerstand entgegensetzen müssen.

Agnes ihrerseits war glücklich über den bevorstehenden Besuch ihres Verlobten, und so verging denn der Abend in dem kleinen Kreise auf Hagenberg so heiter wie seit lange nicht.

Der Theetisch war in dem großen Eßzimmer servirt,

in der Nähe des Kamins, in welchem an den kalten Herbstabenden bereits die Holzscheite flammten.

Der Baron war unerschütterlich in immer neuen und anregenden Gesprächsstoffen, so daß auch Agnes die trübe Bangigkeit vergaß, deren sie in der Einsamkeit trotz aller Willensanstrengung niemals ganz Herr werden konnte.

Noch spät am Abend brachte eine Stafette von der Station die Nachricht, daß die Gräfin mit ihren Kindern am nächsten Morgen ankommen werde.

Agnes jauchzte freudig auf.

Der Baron beauftragte seinen Sohn, die Gäste von der Station abzuholen.

Agnes bat sich die gern bewilligte Erlaubnis aus, mit hinauszufahren, und wenn auch Friedrich durch die Nachricht von der Ankunft der Gräfin nicht eben freudig gestimmt wurde, so war es doch unmöglich, den so natürlichen und selbstverständlichen Auftrag seines Vaters abzuwehren, und er gab sich redlich Mühe, aufrichtigen Anteil an der Freude seiner Schwester zu beweisen.

Spät erst trennte man sich. Es war seit lange der erste Tag, an welchem Friedrich nicht in dem einsamen Landhause der Frau Hansen gewesen war.

Wohl empfand er dies wie eine Lücke in seinem Leben, aber das Bedauern über den Ausfall der gewohnten freundlichen Stunde war mehr wehmütig als schmerzlich und leidenschaftslos, wie seine wunderbaren und ihm selbst nicht verständlichen Gefühle für Meta überhaupt. Nur

eins machte ihm Sorge: die beiden Frauen waren seine Besuche gewohnt, er hatte beim Abschied gestern seinen Besuch für heute wieder zugesagt, und nun war er nicht gekommen, und wahrscheinlich würde sich auch morgen kaum die Möglichkeit eines Besuches finden. Das mußte als eine Rücksichtslosigkeit erscheinen, die Meta kränken konnte, und dieser Gedanke erregte ihn peinlicher als die vorübergehende Entbehrung des Verkehrs mit der Freundin. Es war schwer, eine Botschaft dorthin gelangen zu lassen, da er niemand von der Dienerschaft des Schlosses in seine Geheimnisse einweihen mochte.

Er dachte lange nach und schrieb endlich einen kurzen, artigen Brief an Frau Hansen, in welchem er ihr mitteilte, daß er durch Geschäfte und Besuche verhindert sei, zu den Damen zu kommen, daß er aber hoffe, bald sein Ausbleiben persönlich entschuldigen zu können.

Er adressirte den Brief, indem er ein wenig seine Handschrift verstellte, und beschloß, denselben am nächsten Morgen in den großen Briefkasten zu werfen, der zur Aufnahme aller Briefe der Bewohner des Schlosses bestimmt und von dem Landbriefträger täglich geöffnet wurde.

Auf diese Weise mußte die sein Ausbleiben entschuldigende Botschaft von niemand bemerkt in Frau Hansens Hände gelangen, und ganz beruhigt, sowie zugleich ganz glücklich darüber, daß sein Vater seinen Widerspruch gegen die Verbindung mit Mathilde Stören so wenig schwer

genommen hatte, fand auch er endlich den Schlaf, dessen seine Natur nach dem ermüdenden Ritt, den er gemacht, bedürftig war.

Früh schon an dem prachtvollen Herbstmorgen des nächsten Tages war alles im Schlosse Hagenberg in Bewegung. Der Baron selbst überzeugte sich, daß die Zimmer der Gräfin Stören in Bereitschaft seien, und traf dann auch einige Anordnungen, um deren Eleganz und Behaglichkeit zu erhöhen, denn eine sorgsame und aufmerksame Gastfreundschaft gehörte für ihn zu den ersten Pflichten eines großen Herrn, die er auch bei weniger befreundeten Gästen mit unermüdlichem Eifer erfüllte.

Friedrich fuhr mit Agnes, welche vor Ungeduld zitterte, in einem leichten Halbwagen nach der Station. Eine Kalesche mit vier Pferden und dem Jäger des Barons folgte.

Man fuhr auf der Landstraße an dem Hause der Frau Hansen vorüber. Die Fenster waren geschlossen, das ganze Haus schien fast unbewohnt.

Auf dem Wege nach dem Dorfe hin glaubte Friedrich die Gestalt der alten Barbara zu erkennen, welche an jedem Morgen die kleinen Einkäufe für die beiden Frauen besorgte, aber die Entfernung von der Straße war zu groß, als daß er jemand an den Fenstern hätte erkennen können.

Er begann ein gleichgiltiges Gespräch, denn er fürchtete, daß Agnes mit ihm über das Haus und seine

Bewohner reden würde, und er wäre dadurch, da er auch vor seiner Schwester das Geheimnis seiner Beziehungen zu Meta streng bewahrte, in peinliche Verlegenheit geraten. Aber Agnes warf einen scheuen Blick nach dem einsamen Hause hinüber und lehnte sich dann, leise seufzend und das Haupt auf die Brust senkend, in den Wagen zurück, ohne auf Friedrichs Bemerkungen zu antworten.

Bald aber verschwand der düstere Eindruck, den der Anblick des Hauses auf sie gemacht hatte, vor der freudigen Erwartung des Wiedersehens.

Fröhlich plaudernd legten sie die lange Strecke des Weges zurück.

Die beiden Verlobten hatten nur freundliche Blicke und Worte für einander. Die Gräfin begrüßte Friedrich mit aller Herzlichkeit einer alten Freundin. Mathilde errötete flüchtig, als sie ihm die Hand reichte, aber sie fand sogleich ein heiteres Scherzwort und half ihm damit über die Befangenheit hinweg, der er sich in der Erinnerung an das Gespräch mit seinem Vater nicht erwehren konnte.

„Es wäre grausam, das Brautpaar zu trennen,“ sagte die Gräfin, an die Wagen herantretend, „ich muß dasselbe wohl unter meinen Schutz nehmen.“

Sie stieg in die Kalesche und winkte Agnes und Axel, ihr zu folgen, welche ganz glücklich über dies Arrangement waren.

„Sie sind also verurteilt, mir Gesellschaft zu leisten,“

sagte Mathilde neckisch, indem sie sich auf Friedrichs Hand stützte, um in den offenen Halbwagen zu steigen.

Wäre der junge Mann völlig unbefangen gewesen, so hätte er wohl eine artige und galante Erwiderung gefunden, da er aber in Gegenwart der so schönen und dabei so sicheren und selbstbewußten jungen Dame mehr als je vorher unter dem Eindruck der zwischen ihm und seinem Vater stattgehabten Erörterungen stand, so errötete er flüchtig und stammelte einige unverständliche Worte.

Mathilde jedoch schien mit diesen mehr zufrieden zu sein als mit einer noch so wohlgesetzten Artigkeit. Ein weiches, glückliches Lächeln spielte einen Augenblick um ihre eben noch spöttisch gekräuselten Lippen, und als ob sie einer Stütze bedürfe, schmiegten sich ihre zarten Finger fester um Friedrichs Hand.

Die Kalesche war bereits vorgefahren.

Schnell folgte der kleine Wagen mit den feurigen Pferden. Die Fahrt durch die sonnige Herbstlandschaft in der frischen, reinen Luft schien Mathilde außerordentliche Freude zu machen; sie wurde nicht müde, bald hier bald dort auf irgend eine besondere Schönheit aufmerksam zu machen, und wußte daran so viele eigenartige, anregende und pikante Gedanken zu knüpfen, auch gelegentliche kleine amüsante Anekdoten aus dem Gesellschaftsleben in Kopenhagen einzuflechten, daß Friedrich immer mehr durch den Reiz ihrer Unterhaltung angeregt und mit fortgerissen wurde, so daß sie beide nach kurzer Zeit fröhlich plaudernd

und zuweilen laut und herzlich lachend auf der Straße dahinfuhren.

Mathilde war, wie sie so, in ihren Sammetmantel gehüllt, sich anmutig in die Kissen des Wagens zurücklehnte, während die Federn ihres Sammethutes über ihr frisches, von Leben und Gesundheit strahlendes und doch so zartes Gesicht herabnickten, von ganz außerordentlicher und geradezu entzückender Schönheit. Wenn Friedrich sie so von der Seite betrachtete, mußte er seinem Vater recht geben, daß wohl kaum irgendwo eine Dame zu finden sein möchte, welche glänzender und anmutiger die Stellung auszufüllen im stande sein würde, die seine Gemahlin dereinst in der Gesellschaft einzunehmen berechtigt war; ja, er fühlte zuweilen den Gedanken in sich aufsteigen, stolz und von Allen beneidet an der Seite einer solchen Frau in die große Welt einzutreten. Er konnte seinem Vater wahrlich nicht zürnen, daß er eine solche Gemahlin für ihn auserwählt, und fast überschlich es ihn wie eine leise Regung dieses Wunsches, daß er im stande sein möchte, auf die Pläne seines Vaters einzugehen — aber das war ja nicht möglich, er liebte ja Mathilde nicht, er konnte sie nicht lieben. Gerade ihr so sicheres, selbstbewußtes, häufig hochfahrendes, höhnisches Wesen stieß ihn ab und ließ es ihm ganz unmöglich erscheinen, daß sie jemals eine Liebe, wie seine Seele sie suchte, verstehen oder erwidern könne; unwillkürlich tauchte vor ihm neben der so reizend bestrickenden Gestalt an seiner Seite Metas

so ganz verschiedenes Bild auf — schon der Gedanke an sie brachte ihm ruhige Klarheit und wohlthätigen Frieden, während Mathilde ihn unruhig und unsicher machte, und durch ihre selbstgewisse Ueberlegenheit sogar, ohne daß er sich das klar gestand, ein wenig seine Eitelkeit verletzte.

Wenn in solchen Gedanken Mathildens Blicke den seinigen begegneten, so schlug er scheu und befangen, als ob er fürchtete, daß sie in seinen Gedanken lesen könne, die Augen nieder.

Mathilde bemerkte das wohl, aber sie hatte dafür kein spöttisches Lächeln, im Gegenteil wurde ihre Unterhaltung noch herzlicher und inniger, und es schien sogar, als ob Friedrichs Befangenheit sich einen Augenblick auf sie übertrüge, so daß sie einiger Zeit bedurfte, um ihre heitere, zuversichtliche Sicherheit wieder zu finden.

Sie waren in die Nähe der Hagenbergschen Forste gekommen und fuhren an dem einsamen Hause der Frau Hansen vorbei.

„Sehen Sie da," sagte Mathilde, indem sie mit der Spitze ihres Fingers nach dem einsamen Hause hindeutete, „erinnern Sie sich noch des Unwetters, das uns zwang, in jenem Hause bei der sonderbaren Frau, die man in der Gegend für eine Hexe hält, Zuflucht zu suchen? Es war eine große Thorheit, daß wir, Agnes und ich, uns damals verleiten ließen, die Sibylle herauszufordern; man sollte das niemals thun — ich bin wahrlich nicht abergläubisch, aber doch habe ich jene Frau, die in der

That etwas von einer Hexe an sich hat, nicht ganz vergessen können; was sie mir sagte, war schauerlich, ich mag davon nicht sprechen," sagte sie, leise erbebend; „denken Sie sich," fügte sie, Friedrich groß ansehend, hinzu, „daß nach ihrer Verkündigung ein entsetzliches Verhängnis uns und unsere Familienstämme schwer verfeinden solle."

Es schien eine Frage in ihren Blicken zu liegen.

Friedrich befand sich in der höchsten Verlegenheit, er hatte, nach dem Hause hinüberblickend, zwei Gestalten in dem fast schon blätterlosen Garten erblickt, welche an die Hecke herantraten, als ob sie die vorüberfahrenden Wagen verfolgten. Es mußte Frau Hansen und Meta sein, und um sich klar darüber Rechenschaft zu geben, fühlte er sich peinlich erregt bei dem Gedanken, daß Meta ihn hier an Mathildens Seite erkennen möchte.

Seine Verlegenheit war auf seinem Gesicht deutlich erkennbar; er wechselte die Farbe, und seinen unsicheren Blick niederschlagend, erwiderte er mit leicht zitternder Stimme, fast ohne zu wissen, was er sagte:

„Uns verfeinden — wie sollte das geschehen? Das ist ja unmöglich — das wäre ein großes Unglück."

Wieder schien Mathilde über seine Bewegung erfreut, mit einem freundlichen, fast treuherzigen Lächeln reichte sie ihm, wie einem unwillkürlichen Antrieb folgend, die Hand und sagte:

„Nicht wahr, das ist ja unmöglich — es ist ein

Unrecht, solche Prophezeiungen herauszufordern, eine Thorheit, an dieselben nur zu denken!"

Sie hatten den Wald erreicht. Schon lag das einsame Haus weit hinter ihnen.

Mathilde saß eine Zeit lang schweigend, wie in träumendem Sinnen versunken, da, bis sie endlich wieder in dem vorigen, leichten, scherzhaften und doch zuweilen innig vertraulichen Ton das Gespräch aufnahm.

Der Baron empfing seine Gäste auf der Rampe der Auffahrt zum Schloß. Er stand noch mit der Gräfin unter dem Portal, als der leichte Wagen mit Friedrich und Mathilde heranfuhr.

Ein Lächeln der Zufriedenheit spielte um seine Lippen, als er die beiden in heiterem Gespräch herantraben sah. — Er hob selbst Mathilde aus dem Wagen und führte dann die Gräfin, während Friedrich und Mathilde folgten, nach ihrem Zimmer.

Die Damen machten schnell ihre Toilette und die Gesellschaft blieb den ganzen übrigen Tag zusammen.

Agnes und Axel lebten nur für einander und so war Friedrich auf Mathilde angewiesen. Der vertrauliche, fast herzliche Ton, welcher sich auf der Fahrt zwischen ihnen hergestellt hatte, klang während des ganzen Tages in ihrer Unterhaltung weiter fort. Der Baron beobachtete, während er sich mit der Gräfin über den Hof und ihre gemeinsamen Bekannten in der Gesellschaft unterhielt, beide unausgesetzt; er schien ungemein zufrieden und flüsterte

zuweilen der Gräfin eine Bemerkung zu, welche diese mit leichtem Kopfnicken erwiderte.

Der Tag verging heiter.

Der Baron drückte am Abend herzlicher als sonst seinem Sohne die Hand, zuvor aber hatte er bereits für den nächsten Vormittag einen kleinen Ausflug zu einem schönen Aussichtspunkt nach dem Meer hin festgesetzt, zum Diner einige Gäste aus der Umgegend angekündigt, und über den ganzen nächsten Tag so disponirt, daß Friedrich seufzend einsah, er werde keine Stunde zu einem Besuch bei Meta übrig behalten, zu welcher ihn, trotz des eigenartigen Reizes, mit dem ihn Mathildens Unterhaltung immer von neuem umstrickte, dennoch ein sehnsüchtiges Verlangen hinzog.

Neuntes Kapitel.

Die nächsten Tage vergingen in gleicher Weise auf dem Schlosse zu Hagenberg. Vom Morgen an hatte der Baron, welcher diesmal unerschöpflicher noch als sonst in Aufmerksamkeiten für seine Gäste war, den Tag eingeteilt. Das Wetter hielt sich prächtig und man ritt und fuhr nach den verschiedenen Vorwerken oder nach dem Strand, der gerade im Spätherbst besonders schön war, und zum Diner waren stets einige Einladungen an benachbarte Familien ergangen, die jetzt zur Jagdzeit alle auf ihren Gütern anwesend waren, so daß es für Friedrich zur völligen Unmöglichkeit wurde, auch nur einen Augenblick abzukommen, da er die kurzen Fristen, in denen er sich von der Gesellschaft zurückziehen konnte, zur Erholung und zum Wechseln seiner Toilette bedurfte.

Obwohl er Frau Hansen von der Unterbrechung seiner Besuche unterrichtet hatte, so war es ihm doch schmerzlich, daß diese Unterbrechung so lange dauerte.

Ohne leidenschaftliche Unruhe empfand er das Bedürfnis

nach dem wohlthätigen, freundlichen Einfluß, den Meta auf ihn ausübte, und vor allem war es ihm ein trauriges Gefühl, daß die beiden einsamen Frauen sein Ausbleiben als eine Vernachlässigung aufnehmen möchten, außerdem fühlte er sich in einem Widerstreit der Gefühle befangen, der ihm peinlich war.

Mathilde hatte in dem fortgesetzten Verkehr mit ihm immer mehr ihr spöttisches und herausforderndes Wesen abgelegt; in ihrer Unterhaltung, die sich in fortgesetztem Zusammenleben mit Friedrich in den verschiedensten Gebieten bewegte, zeigte sie einen so scharfen und klaren Geist, eine so reiche und vielseitige Bildung und dabei häufig zugleich ein so tiefes und warmes Gefühl, daß Friedrich sie, oft ganz betroffen, verwundert ansah, wenn er sie so ganz verschieden von ihrer früheren Erscheinung fand; auch zeigte sie in ihrem Verkehr eine gewisse Herzlichkeit und das sichtbare Bestreben, auf seine Ideen einzugehen und sich mit Gegenständen zu beschäftigen, denen er gerade sein besonderes Interesse entgegenbrachte. Dadurch wurde auch er wärmer und vertraulicher, er sprach lebhafter und sein sonst verschlossenes Wesen wurde freier und unbefangener. Dann lauschte Mathilde wohl aufmerksam seinen Worten, sie hatte kein spöttisches Wort für seine oft mit den allgemein hergebrachten Meinungen der Welt im Widerspruch stehenden Anschauungen und nicht nur ein leichtes Kopfnicken, sondern ein freundlicher, inniger Blick zeigte ihm, daß sie

mit seinen Aeußerungen, mit denen er sich erst nur schüchtern hervorgewagt hatte, einverstanden sei. Wenn zuweilen ihre übermütige Laune durchbrach, so machte sich dieselbe nur in harmlosen Neckereien geltend, wie sie eigentlich nur zwischen guten Freunden vorkommen, und ohne daß er sich klar darüber Rechenschaft gab, fühlte er sich durch die vertrauliche Herzlichkeit solcher Neckereien sehr angenehm berührt, so daß er trotz seiner ernst angelegten Natur herzlich auf dieselben einging.

Der Verkehr mit Mathilde übte immer mehr einen eigentümlichen, warmen Reiz auf ihn aus, und hätte er ganz unparteiisch in sein Inneres hineinsehen können, so würde er vielleicht entdeckt haben, daß er auf dem besten Wege sei, sich in das so schöne und anmutige, so geistvolle und so warm empfindende junge Mädchen zu verlieben. Wenigstens hatte er Mathildens Abwesenheit schon als eine schmerzliche Lücke empfunden und häufig geschah es, daß er Mathildens Erscheinen am Frühstückstisch ungeduldig erwartete, da er schon viele Dinge auf dem Herzen hatte, die er ihr sagen und über die er ihre Meinung hören wollte.

Wenn er so in freundlichem Familienkreise an Mathildens Seite saß und die Blicke seines Vaters ihn immer freundlicher streiften, dann stieg wohl zuweilen der Gedanke in ihm auf, wie schön es doch sein möchte, wenn er imstande wäre, seines Vaters Wunsch zu erfüllen; wenn er mit Mathilde in lebhafter Unterhaltung den Park

durchstrich und sie auf einer schmalen Brücke oder an einer steilen Steigung des Weges ihre Hand auf seinen Arm stützte, dann fühlte er wohl sein Blut wärmer durch seine Adern wallen und sein Herz schneller schlagen, aber gerade weil er seinem Vater sein Inneres mitgeteilt, war er mißtrauisch und wachsam gegen solche Gefühle, und mit der eigensinnigen Zähigkeit, welche verschlossenen und nach innen gewendeten Naturen wie die seinige oft eigentümlich ist, hielt er daran fest, daß ihn Mathilde niemals verstehen und auch niemals lieben könne, und wenn er allein war, so trat ihm immer wieder Mathildens Bild, wie er sie früher gesehen hatte, vor die Seele, auch beunruhigte und bewegte ihn dieses wunderbare Schwanken seiner einander widerstreitenden Gefühle, und alle Unruhe und Unklarheit empfand seine der Stille und Sammlung bedürftige Natur fast wie eine schmerzliche Kränkung.

In solchen Augenblicken konnte es daher nicht fehlen, daß er fast sehnsüchtig an Meta dachte, bei der er ja gerade stets die wohlthätige, klare Ruhe gefunden hatte, die ihm im Verkehr mit Mathilden verloren ging, und dann wallte fast zorniger Unwille gegen Mathilde in ihm auf, welche ihn von Meta und deren freundlichem, beruhigendem Einfluß trennte; hätte er in dieser Zeit mit Meta frei und ungehindert verkehren können, so hätte er vielleicht das Vertrauen und auch den Ausdruck gefunden, um mit ihr von der wunderbaren Bewegung seines Innern zu sprechen, und vielleicht hätte Meta, welche die

eigenartige Macht besaß, alles, was in ihm unerklärlich und ungeordnet durcheinanderwogte, zu lichter Klarheit und Ordnung zu fügen, auch diesmal seine eigenen Gefühle ihm zum Verständnis gebracht, vielleicht hätte sie ihn mit Mathilden zusammengeführt, indem sie ihn gelehrt hätte, die Unruhe einer keimenden Liebe von einer wohlthätigen, leidenschaftslosen Freundschaft zu trennen; aber gerade daß er Meta nicht sehen konnte, verstärkte seine Sehnsucht nach ihr und regte ihn immer wieder zu Erbitterung und Mißtrauen gegen Mathilde an, so daß er sich, wenn er am Abend und am frühen Morgen allein war, immer wieder mit eigensinniger, trotziger Willenskraft von dem Reiz zu befreien suchte, dessen Zauber ihn in Mathildens Gegenwart bestrickte.

So kam der Tag des ersten großen Treibjagens heran, zu welchem der Baron eine große Anzahl von Gästen von den umliegenden Gütern und auch sogar von Kopenhagen her eingeladen hatte. Friedrich beschloß, diese Gelegenheit zu benützen, um endlich im Hause der Frau Hansen einen Besuch zu machen, dessen lange Verzögerung die Damen, besonders Meta, kränken und befremden mußte.

Nach dem Jagdplan sollten die Treiben sich nach dem Waldessaum in die Nähe des einsamen Hauses hinziehen und darauf dann auf einer schön gelegenen, von hohen Buchen bestandenen Anhöhe, zu welcher ein fahrbarer Weg hinführte, das Jagdfrühstück stattfinden, bei dem die Damen die Honneurs zu machen pflegten.

Er konnte also leicht unbemerkt auf eine halbe Stunde wenigstens zu Meta hinübereilen.

Schon der Abend vor der Jagd brachte große Unruhe — ein Teil der Gäste, welche aus größerer Ferne herkamen, übernachtete auf dem Schlosse, in dessen Fremdenflügel alle Zimmer bereit standen, und der Baron mußte das außerordentlich heitere Souper fast durch einen Machtspruch beschließen, um seinen Gästen die nötige Ruhe vor dem frühen Aufbruch am nächsten Tage zu gewähren.

Die Damen waren noch nicht erschienen, als am nächsten Morgen die ganze Jagdgesellschaft, von lustigen Hörnerklängen begrüßt, sich im Schloßhof versammelte, um zu Wagen und zu Pferde nach dem Jagdterrain aufzubrechen, doch erspähte Axel hinter einem halb geschlossenen Fenstervorhang seine Agnes, und über deren Schulter blickte auch Mathilde herab, Friedrich, den Axel auf die beiden Mädchen aufmerksam machte, einen freundlichen Gruß zuwinkend.

Man langte auf dem Revier an.

Friedrich, der seiner ganzen Natur nach überhaupt keine lebhafte Jagdpassion hatte und als Sohn des Hauses die besten Plätze den Jägern zu überlassen verpflichtet war, zog sich unauffällig immer mehr zurück, und als man an die dem einsamen Landhause gegenüberliegenden Treiben der Waldgrenze gelangt war, benützte er einen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der in seiner Nachbarschaft postirten Schützen ganz und gar auf das zahlreich

aufgetriebene Wild gerichtet war, um sich zunächst hinter dichtes Laubwerk zurückzuziehen und dann mit eiligen Schritten den schmalen Fußpfad nach dem Hause der Frau Hansen hinüberzulaufen, dessen Garten schon aller Blätter entkleidet war.

Er glaubte hinter dem Fenster des Wohnzimmers, an welchem Meta zu sitzen pflegte, eine Bewegung wahrzunehmen — man mußte ja seine Annäherung bemerkt haben — vielleicht kam Meta ihm entgegen, ihn nach so langer Abwesenheit zu begrüßen, und in diesem Augenblick schlug sein Herz in der That höher bei dem Gedanken, die Freundin wiederzusehen und in dem milden Licht ihrer Blicke die sanfte Stimme zu hören, welche stets so wohlthätigen Frieden in seine Seele hineinklingen ließ.

Atemlos vom schnellen Lauf erreichte er das Haus.

Die alte Barbara begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und öffnete ihm die Thür zum Wohnzimmer.

Hoch erglühend trat er über die Schwelle. Das durch die starke Bewegung erregte Blut wallte durch seine Adern und in diesem Augenblick hatte seine Freude des Wiedersehens allerdings viel Aehnlichkeit mit der leidenschaftlichen Erregung eines Liebenden, der in heißer Sehnsucht der Person der Geliebten entgegenfliegt.

Betroffen blieb er neben der Thür stehen.

Frau Hansen war allein im Zimmer und erhob sich bei seinem Erscheinen, um ihm mit kalter und fremder Begrüßung entgegenzutreten.

Einige Augenblicke schweiften seine Blicke suchend und fragend im Zimmer umher, dann sprach er, immer noch atemlos die Worte hervorstoßend:

„Endlich ist es mir möglich, persönlich mein langes Ausbleiben zu entschuldigen und auf einen kurzen Augenblick wenigstens die Damen zu begrüßen; die Pflicht gegen die Gäste unseres Hauses hielt mich zurück, und —“

„Ich habe Sie nicht erwartet, Herr von Blomstedt,“ fiel Frau Hansen ein, „ich habe es für eine freundliche Rücksicht gehalten, daß Sie in Ihrem Billet, das ich erhielt, einen artigen Vorwand für Ihr Ausbleiben suchten, um uns die Verletzung durch den wahren Grund desselben zu ersparen, und ich muß es gestehen, ich würde besser von Ihnen gedacht haben, wenn Sie uns auch diese persönliche Begegnung erspart hätten.“

„Einen Vorwand!“ rief Friedrich, starr vor Erstaunen, „eine Verletzung — der wahre Grund — um Gottes willen, was bedeutet das — ich verstehe Sie nicht!“

Er legte sein Jagdgewehr, das er in seiner Hand hielt, auf einen Sessel und trat mit ängstlich fragenden Blicken näher zu Frau Hansen heran.

„Nun,“ sagte diese mit kaltem, schneidendem Hohn, „Ihr Herr Vater war nicht so rücksichtsvoll als Sie; er ist hieher gekommen, um mir mit sehr klaren Worten zu sagen, daß er Ihre Besuche in meinem Hause für unpassend halte und nicht wünsche, weil denselben hier in der Gegend eine falsche Deutung gegeben werde, die um

so mehr vermieden werden müsse, da sich auf dem Schlosse zu Hagenberg die Dame befinde, welche nach seinem Willen bestimmt sei, Ihre Gemahlin zu werden."

Bleich und starr stand Friedrich vor ihr.

„Mein Vater," sagte er tonlos, „er war hier — er hat Ihnen das gesagt?"

„Und ich habe ihm recht gegeben," fuhr Frau Hansen fort; „wenn die Welt Ihre Besuche hier falsch deutet, so bin ich es mir und meiner Tochter schuldig, dieselben aufhören zu lassen, und selbst wenn solche Urteile noch nicht verbreitet wären, so ziemt es sich nicht, daß Sie unter einem gewissen Schein der Heimlichkeit mein Haus besuchen, während Ihre künftige Gemahlin in Hagenberg weilt. Ihr Vater hat also recht, vollkommen recht — ich habe ihm versprochen, Sie nicht mehr zu empfangen."

Friedrich stand immer noch wie gebrochen da.

„Mein Vater," sprach er vor sich hin, „er hat meine Wege ausspähen lassen — unter dem Schein, die Freiheit mir zu lassen, will er mich wie ein Wild in die Netze treiben, in die Netze einer Kokette, in der mein Herz immer mehr verkümmern müßte — und, bei Gott, wenn er die Macht hätte, mich zu zwingen, der Zwang wäre nicht so schlimm als diese tückische List. Laß mich nicht vergessen, du himmlischer Gott," flüsterte er, zusammenschauernd, ganz leise, „daß es mein Vater ist, der mir das gethan — laß mich nicht daran zweifeln, daß er geglaubt hat, für mein Wohl zu sorgen auf seine Weise! —

Und Meta," rief er dann, plötzlich auffahrend, „was sagt Meta dazu — wo ist sie?"

„Sie werden kaum voraussetzen, Herr von Blomstedt," erwiderte Frau Hansen spöttisch, „daß die Erörterungen, zu denen Sie mich in diesem Augenblick zwingen, in Gegenwart meiner Tochter stattfinden sollen — übrigens ist sie ebenso vollkommen mit mir einverstanden, wie ich nach Ihrem Billet voraussetze, daß Sie es mit Ihrem Vater waren."

„O, das Billet," rief Friedrich, „ich schrieb es, ohne von einem Besuch meines Vaters bei Ihnen eine Ahnung zu haben — o, welche verhängnisvolle Verwirrung — welche Verschlingung von unglückseligen Fäden — aber alles wird sich aufklären, alles wird wieder gut werden — Meta wird alles begreifen — lassen Sie mich mit Meta sprechen."

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr," erwiderte Frau Hansen kalt und streng, „daß Ihre Besuche der Gegenstand von Schwätzereien in der Gegend geworden sind; würden diese Besuche jetzt fortgesetzt werden, so würde man das Recht haben, mich und meine Tochter zu verdächtigen, und deshalb bitte ich Sie dringend, mein Haus zu verlassen!"

„Verdächtigen," rief Friedrich außer sich, „bei Gott, man soll Sie nicht verdächtigen — ich liebe Meta!"

„Und das wagen Sie mir, ihrer Mutter, zu sagen, während Ihre künftige Gemahlin auf Ihrem Schlosse

weilt, während Sie aus Rücksicht für jene unser Haus gemieden haben und auch jetzt nur heimlich von der Jagd sich hier herübergestohlen haben!"

„Ja," rief Friedrich, „ich bekenne meine Liebe, denn meine Liebe ist Metas und meiner würdig; mein Vater weiß, daß ich jene Verbindung, die er für mich geplant, niemals schließen werde, ich habe es ihm gesagt, er hat keinen Zweifel darüber und er hat mir meinen freien Entschluß gelassen; hier aber hat er seinen Willen heimlich und hinter meinem Rücken mir entgegenzustellen versucht — wohlan denn, ich werde offen und frei für mein heiligstes Recht kämpfen, hier erbitte ich Metas Hand von Ihnen, hier schwöre ich Ihnen, nie soll eine andere meine Gemahlin werden!"

„Umsonst," fiel Frau Hansen kalt ein; „halten Sie ein, Herr Baron, auch ohne Rücksicht auf Ihren Vater, der auch über mich keine Gewalt hat, erkläre ich Ihnen, daß niemals — hören Sie wohl, niemals — eine Verbindung zwischen Ihnen und Meta möglich ist — Meta liebt Sie nicht, sie wird und kann Sie niemals lieben!"

„Das glaube ich nicht," rief Friedrich, „das werde ich nur ihr selbst glauben, sie selbst will ich fragen —"

Er wendete sich um und wollte zur Thüre eilen, schnell aber vertrat ihm Frau Hansen den Weg und sagte mit blitzenden Augen:

„Und ich, mein Herr, werde niemals erlauben, daß Sie ihr eine solche Frage stellen."

„Ich werde," rief Friedrich außer sich, „wenn es sein muß, mit Gewalt zu ihr dringen, ich will dies Gewebe von Hinterlist und Trug zerreißen, ich will —"

„Mein Herr," unterbrach ihn Frau Hansen, indem sie sich hoch aufrichtete und ihn unter ihren eiskalten Blick bannte, „Sie sind in meinem Hause, und nur verächtlicher Gewalt gegenüber könnte eine einsame Frau wehrlos sein. Ich erkläre Ihnen, daß unsere Unterredung vollständig beendet ist — rechten Sie mit Ihrem Vater über das, was Sie in dieser Sache verletzte, mir haben Sie keinen Vorwurf zu machen und zwischen uns ist jedes weitere Wort überflüssig."

Friedrich sank in sich zusammen, die wilde, flammende Erregung in seinem Gesicht machte dem Ausdruck einer düstern und verzweifelten Entschlossenheit Platz.

„Sie haben recht," sagte er; „hier ist nicht der Ort, um für mein Glück zu kämpfen — nicht Ihnen, nicht Meta habe ich einen Vorwurf zu machen, nur mir allein, daß ich nicht früher mein Herz erkannt habe. Wehe mir, daß es der Vater ist, dem ich auf dem Wege zu meinem Glück mich feindlich gegenüber befinde, aber das Recht meiner Liebe ist heiliger denn das seine — das Leben, das er mir gab, hat keinen Wert, wenn er mir seinen edelsten Schmuck, seine schönste Blüte rauben will. Ich gehe, bringen Sie Meta mein Lebewohl für jetzt, aber sagen Sie ihr, daß ich wiederkommen werde, wiederkommen, um das Glück meines Lebens von ihr zu erflehen,

und müßte ich alles von mir werfen, was mein Vater mir gegeben hat und mir geben kann."

„Ich werde Meta nichts sagen, mein Herr," erwiderte Frau Hansen, „denn sie hat keine Botschaft von Ihnen zu empfangen und verlangt darnach nicht, und ich bitte Sie, nicht wieder zu kommen, denn ich kann nicht annehmen, daß der Baron von Blomstedt mit List oder Gewalt die Schwelle einer einsamen, wehrlosen Frau überschreiten wird, die seinen Besuch zurückweist."

Friedrich sah sie einen Augenblick mit einem Gemisch von schmerzlichem Vorwurf und fester, trotziger Entschlossenheit an. Dann schritt er hinaus und ging gesenkten Hauptes an der alten Barbara vorüber, welche ganz erstaunt war über das finstere, entstellte Gesicht des sonst so freundlichen jungen Mannes.

In einiger Entfernung von dem Hause sah er sich noch einmal um, es schien ihm, als ob in Metas Giebelfenster die weißen Vorhänge sich öffneten, als ob die Umrisse von Metas Gestalt sich hinter denselben zeigten.

Er breitete die Arme aus, als ob er ihr einen letzten Gruß und ein Gelöbnis senden wolle — in demselben Augenblick aber schlossen sich die zitternden Vorhänge wieder, er wendete sich um und eilte schnell dem Walde zu, um die Jagd wieder zu erreichen, denn gerade jetzt wollte er um keinen Preis, daß seine Abwesenheit bemerkt würde.

Frau Hansen blickte ihm nach, wie er über den

Feldweg dahineilte und unter den Bäumen des Waldes verschwand.

Es zitterte wie ein Schimmer von Mitleid in ihren Augen.

„Er wird unglücklich sein,“ sagte sie leise — „sie alle werden unglücklich sein — die Unschuldigen mit den Schuldigen! — War ich nicht unglücklich?“ sagte sie dann mit bitterem Hohnlachen; „die gerechte Rache ist in meine Hand gegeben — ich will diese Hand nicht zurückziehen.“

Zehntes Kapitel.

Die Jagd war weiter vorgerückt, als Friedrich wieder den Wald erreichte. Ziemlich fern schon nach dem Innern des Forstes hin hörte er die Klappern der Treiber, den Laut der Hunde und die schnell hinter einander fallenden Schüsse der Jagd.

Er stand einen Augenblick lauschend still, um sich über die Richtung zu orientiren, und schritt dann rüstig und sicher der Gegend zu, aus welcher der Schall herüberdrang.

Er befand sich in einer ganz eigentümlichen Gemütsverfassung, in welcher die heftige Aufregung durch ruhige, kalte Willenskraft zurückgehalten wurde; der plötzliche Widerstand, welcher auch, so unerwartet sein Selbstgefühl und sein Freiheitsdrang waren, in verletzender Weise seinem Verkehr mit Meta entgegengetreten war, ließ ihn den wohlthuenden Einfluß dieses freundschaftlichen Verkehrs mit unendlich verstärkter Gewalt empfinden, und die Folge davon war, daß er nun mit einemmal die Lösung des Rätsels in seinem Gefühl, die er in der

letzten Zeit kaum mehr gesucht hatte, gefunden zu haben glaubte; er war fest überzeugt, daß er Meta liebe, daß diese Liebe sein ganzes Wesen durchdringe und erfülle und daß in derselben das ganze künftige Glück seines Lebens verschlossen sei. Mit dieser Ueberzeugung verband sich der feste Entschluß, allen Hindernissen der Welt zu trotzen, um das Glück seiner Liebe zu erringen.

Er glaubte Frau Hansens Versicherung nicht, daß Meta ihn nicht liebe und niemals lieben kann — es war ja unmöglich, daß das reine und edle Gefühl, das sie erfüllte, kein Verständnis und keine Erwiderung finden solle, und er glaubte gewiß zu sein, daß Frau Hansen selbst, welche jetzt mit Recht in ihrem Stolz verletzt war, ihn auch zurückweisen sollte, wenn er einst wieder mit seines Vaters Einwilligung vor ihr erscheinen oder alles, was die Welt am höchsten achtete und schätzte, seiner Liebe zum Opfer gebracht haben würde. Das erstere hoffte er kaum, zu dem letzteren war er fest entschlossen, daneben aber erfüllte ihn eine tiefe Erbitterung über das hinterlistige Spiel, das man ihm gespielt hatte — hatte ihm sein Vater nicht völlige Freiheit in seiner Wahl zugestanden und kein Wort davon gesagt, daß ihm seine Besuche bei Frau Hansen bekannt wären? Hatte er nicht nur, um einen auffallenden, verletzenden Bruch zu vermeiden, von ihm verlangt, daß er Mathilde freundlich und artig, den Beziehungen der beiden Familien entsprechend, entgegenkommen solle? Und nun hatte ihn sein Vater, der so

würdig und ruhig mit ihm gesprochen, daß er sich schmerzlich beschämt gefühlt, dennoch heimlich bespähen lassen und einen nach seiner Ueberzeugung völlig unwürdigen Weg eingeschlagen, um ihn, dessen Verhältnis er in einer niedrigen und für die beiden Frauen schwer verletzenden Weise beurteilt haben mußte, von Meta zu trennen. Sein Stolz und sein Freiheitssinn empörten sich gegen dies Verfahren noch mehr, als wenn sein Vater rücksichtslos seine Autorität geltend gemacht haben würde. Heftig erbittert aber war er gegen Mathilde, ihr liebenswürdiges Entgegenkommen, ihr Eingehen auf seine Ansichten und Empfindungen, wodurch sie einen so großen Reiz auf ihn ausgeübt hatte, daß er sich dessen kaum zu erwehren vermochte, das alles war also eine unwürdige Komödie, eine berechnete Koketterie gewesen, um ihn zu bethören und die Hand des Erben von Hagenberg zu gewinnen, denn weiter war er ja doch nichts für sie, und was in seinen Augen am wenigsten bedeutete, wäre also der einzige Wert gewesen. Er zweifelte nun nicht mehr, daß Mathilde von den Plänen seines Vaters von Anfang an unterrichtet gewesen sei, und wenn diese Pläne bei seinem Vater in dessen ganzer Weltanschauung und Standesvorurteilen Entschuldigung finden, ja mit einer auf seine Weise gearteten Sorge für den Sohn erklärt werden konnten, so blieb für Mathilde eine solche Entschuldigung nicht übrig und ihr trügerisches, berechnetes Spiel, dessen Triebfeder nur der niedrige

Egoismus sein konnte, erfüllte ihn mit bitterer und tiefer Verachtung.

Der Vergleich zwischen Meta und Mathilde, der sich ihm unwillkürlich aufdrängte, fiel daher um so mehr zu Gunsten der edlen Freundin aus, die sich ihm in stolzem Selbstbewußtsein ihrer Würde entzog, und ließ ihm in um so tieferen Schatten die berechnete Kokette erscheinen, die sich ihm aus berechneter und niedriger Selbstsucht aufdrängte.

Alle diese Empfindungen und Erwägungen führten ihn aber auch zu dem Entschluß, mit kalter, ruhiger Festigkeit vorzugehen, und der ziemlich weite Weg, den er zu machen hatte, trug dazu bei, ihn in diesem Entschluß zu bestärken. Wäre er unmittelbar, nachdem er Frau Hansen verlassen, seinem Vater begegnet, so hätte seine hochgradige Erregung vielleicht eine heftige Scene herbeigeführt, jetzt aber hatte er Zeit, nachzudenken. Er war von seiner frühesten Jugend auf in tiefster Pietät und Verehrung gegen seinen Vater aufgewachsen, und so kühl und formell auch der Baron stets seinen Kindern entgegengetreten war, so liebte Friedrich doch den Vater, der bei aller Strenge stets treue Sorge und eine dem erwachsenen Sohn gebührende Achtung bewiesen hatte, und ein unheilbarer Bruch mit dem Vater war für ihn ein außerordentlich schmerzlicher Gedanke. Eine Erklärung war, wie die Dinge nun einmal gekommen waren, wohl unvermeidlich, und wenn er sich auch schmerzlich sagen mußte, daß er

kaum auf eine Verbindung mit dem in seinen Vorurteilen unerschütterlichen Vater hoffen dürfe, so legte ihm sein kindliches Gefühl doch die Pflicht auf, alles zu versuchen, um einen verhängnisvollen Bruch zu vermeiden. Er war dies nicht nur seinem Vater, sondern auch sich selbst, seinem Namen und vor allem auch Meta schuldig, während der Anwesenheit der Gäste aber war jede Erklärung unmöglich und jeder Versuch dazu hätte zu einer heftigen und unheilbaren Entfremdung führen müssen. Deshalb wollte er ruhig warten, bis ein günstiger Augenblick zur Erklärung zwischen ihm und seinem Vater gekommen sein würde, um, wie auch sein Schicksal sich wenden möge, keine Schuld und keinen Vorwurf auf sich zu laden.

Alle diese Erwägungen hätten sich vielleicht nicht so klar und so zusammenhängend in seinem Geiste gestaltet und aneinandergereiht, wenn er mehr Schmerz über die verlorenen Hoffnungen einer Liebe gefühlt hätte, deren Bewußtsein er plötzlich gefunden zu haben glaubte. Aber das Gefühl, das ihn vor allem beherrschte, war Zorn und Erbitterung über das mit ihm getriebene heimliche Spiel, und deshalb überlegte er auf dem Wege durch den Wald so ruhig den Plan und die Mittel zu dem ihm aufgedrungenen Kampfe.

Er war schon eine Zeit lang in der Richtung vorwärts geschritten, in welcher er zuerst den Lärm der Jagd gehört hatte, aber dieser Lärm war seit einiger Zeit verstummt, das Klappern der Treiber hatte aufgehört und es fiel

kein Schuß mehr — so sehr er auch nach allen Richtungen hin lauschte, unterbrach doch nichts die tiefe Stille des leise rauschenden Waldes, in welchem diesen Augenblick niemand eine so reiche Jagdgesellschaft vermutet haben würde. Wohl hörte er zuweilen Töne wie von Menschenstimmen, aber bei der oft so täuschenden Akustik des Waldes war es unmöglich, genau zu bestimmen, woher dieselben kamen. Unmutig lauschte er nach allen Seiten hin, es lag ihm daran, daß seine Abwesenheit nicht auffallen möchte, damit nicht vor der Zeit der Verdacht seines Vaters erregt werde, aber immer noch wollte sich nichts im Walde regen — schon nahm er sein Gewehr von der Schulter, um durch einen Schuß ein Antwortzeichen hervorzurufen, da plötzlich hörte er in nicht geringer Entfernung die Hörner der Jägerei in lustigen Weisen ertönen, er sah nach der Uhr. Die Stunde war schon vorüber, für welche das Frühstücks-rendezvous angesetzt gewesen. Eiligst folgte er, durch das Gestrüpp brechend, dem Schall der Hörner. Sein Unmut steigerte sich noch durch diese Verspätung, welche seine Abwesenheit allgemein bemerkbar gemacht haben mußte. Er überstieg eine Anhöhe, welche den Schall der Stimme abgeschnitten hatte, und erblickte dann, eine sanfte Beugung durchschreitend, vor sich das bunte, malerische Bild der am Abhange eines mit hohen Buchen bestandenen Hügels gelagerten Jagdgesellschaft. Ein mächtiges Feuer loderte von der Windseite, durch eine Wand von Tannenzweigen geschützt, hoch empor, neben demselben hing ein großer

blinkender Kessel mit würzigem, dampfendem Punsch, den die Jäger des Barons in zinnernen Bechern den Jagdgästen kredenzten; auf großen weißen Decken waren Körbe mit kalter Küche, Wein, Bier, Liqueure aller Art ausgebreitet, und während die Hörner lustig die einfachen Jagdlieder erklingen ließen, ließen die Jäger dem vortrefflichen Frühstück in der fröhlichsten Laune und mit dem ausgezeichnetsten Appetit alle Gerechtigkeit widerfahren.

Am Fuße des Hügels, auf dem Waldwege, welcher vom Schlosse herüberführte, stand ein offener, vierspänniger Jagdwagen, in welchem die Damen gekommen waren.

In der Nähe des Feuers saß die Gräfin Stören mit Mathilde und Agnes auf Jagdstühlen. Axel hatte sich auf eine Decke zu den Füßen der Braut gelagert. Einige Herren umstanden die Damen, während der Baron von einer Gruppe zur andern ging, mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit die Pflicht des Wirtes erfüllend.

So heiter, lebensvoll und anmutig das Bild auch war, so zog sich Friedrichs Herz doch in bitterem Unmut zusammen, indem er an Meta dachte, welche einsam in ihrem kleinen Zimmer saß und vielleicht vorwurfsvoll seiner gedachte, denn jetzt erst fiel ihm ein, daß Frau Hansen, um ihn um so sicherer von ihrer Tochter zu trennen, ihn derselben vielleicht auch im falschen Lichte dargestellt haben mochte, während er doch für eine freundliche Stunde in dem kleinen Hause an der Seite seiner

Freundin all diesen Glanz und all dies fröhlich bewegte Leben, das sich vor ihm ausbreitete, so gern hingegeben hätte. Er hoffte unbemerkt sich der Gesellschaft wieder anschließen zu können, aber schon hatte ihn, als er schnell über eine freie Lichtung schritt, um ein schützendes Gebüsch zu erreichen, einer der jüngeren Herren bemerkt.

„Ah, da ist Baron Friedrich," rief dieser laut, „endlich ist der Vermißte zurückgekehrt, nun soll er uns seine Abenteuer mit den Elfen und Waldfeen erzählen, die ihn uns entführten."

Die ganze Gesellschaft begrüßte Friedrich mit lauten Zurufen, die Herren kamen ihm mit gefüllten Bechern entgegen und von allen Seiten erschallte die Frage, wo er so lange gewesen sei.

Der Baron schien seinen Sohn kaum zu bemerken, er warf nur einen schnellen forschenden Blick zu ihm herüber und unterhielt sich dann mit einigen älteren Gutsbesitzern der Nachbarschaft, neben denen er gerade stand.

„Ich habe einen Bock verfolgt," sagte Friedrich, „und kam im Eifer der Verfolgung zu weit ab, so daß ich mir durch unwegsames Gestrüpp Bahn brechen mußte."

„Merkwürdig," sagte einer der Herren, „ich war in Ihrer Nähe, aber ich habe an unserer Schützenlinie keinen Bock bemerkt."

Friedrich preßte die Lippen aufeinander, und als ob er diese Worte nicht gehört habe, wendete er sich mit einer gleichgiltigen Bemerkung an einen der anderen Herren.

„Heda, Friedrich," rief Axel herüber, „die Damen haben Dich vermißt!"

Friedrich konnte es nicht vermeiden, dem Ruf zu folgen.

Mathilde sah ihm ungeduldig, mit zornig blitzenden Augen entgegen; sie war schöner als je in ihrem blauen Sammethut und ihrem weiten Pelzmantel mit dem von der frischen Herbstluft zart geröteten Gesicht, auf welchem wieder der ganze spöttische Hochmut früherer Zeit lag.

Friedrich wendete sich vor ihren blitzenden Augen ab, er fühlte den mächtigen Reiz ihrer Schönheit, aber zu gleicher Zeit wallte sein Herz in zornigem Unwillen auf, wenn er daran dachte, welches Spiel mit ihm getrieben.

Er trat zu der Gräfin heran, erzählte nochmals die Geschichte von dem Rehbock, den er verfolgt habe, und entschuldigte sich mit einigen ziemlich kühlen Worten, daß er nicht zugegen gewesen sei, um die Damen zu empfangen.

„Ich wußte nicht," rief Mathilde spöttisch, „daß Baron Friedrich ein so eifriger Jäger sei, um, statt unsere Gesellschaft aufzusuchen, lieber einen Bock zu schießen."

Sie begleitete die letzten Worte mit einem höhnischen Lachen, das Friedrich ungemein verletzend berührte.

Schon schwebte eine scharfe Antwort auf seinen Lippen, als der Baron herantrat und, ohne Friedrichs Verschwinden zu erwähnen, sich mit der Gräfin zu unterhalten begann, welche ihm ein liebenswürdiges Kompliment über die vortrefflich arrangirte Jagd und den so überaus geschmackvoll ausgewählten Platz für das Rendezvous machte.

Während der Baron mit der Gräfin lächelnd plauderte, wäre es nun Friedrichs Pflicht gewesen, sich mit Mathilde zu beschäftigen, aber er blieb mit gesenkten Blicken neben der Gräfin stehen — es war ihm unmöglich, in seiner jetzigen Stimmung eine gleichgiltige Konversation zu führen.

Mathilde überhob ihn des Zwanges, den er sich hätte auferlegen müssen, sie schien seine Anwesenheit kaum zu bemerken und wendete sich zu einigen in der Nähe stehenden Kameraden ihres Bruders, welche von Kopenhagen gekommen waren, um mit denselben in übermütig kecker Laune zu scherzen. Sie strahlte vor Heiterkeit und bildete bald den Mittelpunkt eines fröhlich plaudernden Kreises, den ihre unerschöpfliche, immer wieder aufsprudelnde Laune in einer fast ausgelassenen Lustigkeit erhielt, aber einem schärferen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß ihre Fröhlichkeit etwas Gereiztes, Unnatürliches, Aufgeregtes hatte; ihre Blicke flimmerten fast fieberhaft und ihre lachenden Lippen zuckten zuweilen zusammen, als ob sie einen inneren Schmerz zurückdränge, ihr Blick war keck herausfordernd, zuweilen schneidend und verletzend, Friedrich schien gar nicht für sie vorhanden zu sein, und wenn einer der anderen Herren eine Bemerkung an sie richtete, so schnitt sie jedesmal mit einem höhnischen Lächeln durch eine schnelle Wendung des Gesprächs seine Antwort in oft rücksichtsloser Weise ab.

Friedrich schien dies nicht zu bemerken, er achtete kaum auf das vorher geführte Gespräch und benützte bald

eine Gelegenheit, um sich einer andern Gruppe anzuschließen.

Der Baron und die Gräfin hatten trotz ihrer scheinbar lebhaften Unterhaltung dies alles wohl bemerkt.

„Ein kleiner Streit," flüsterte die Gräfin lächelnd; „Mathilde ist etwas übel gelaunt, obwohl es in der That nicht besonders galant war, daß Friedrich uns gerade heute hier nicht erwartet — nun, das wird bald vorübergehen — ein kleiner Streit ist wie ein frischer Luftzug, der die Flamme anfacht."

Der Baron erwiderte nichts, aber sein finsterer Blick richtete sich unruhig forschend auf seinen Sohn.

Das Signal zum Aufbruch wurde geblasen, die Damen erhoben sich. Der Baron reichte der Gräfin den Arm, um sie zum Wagen zu führen.

Mit strengen Worten rief er seinen Sohn.

Friedrich eilte herbei und bot, ohne ein Wort zu sprechen, Mathilde seinen Arm, um seinem Vater zu folgen.

„Ich danke," sagte sie kurz, indem sie ihren Mantel um sich zusammenzog, „ich scheue die Kälte."

Und Friedrich vorauseilend, plauderte sie mit Agnes, indem sie hier, um ihre Weigerung noch verletzender zu machen, ihren Mantel öffnete und ihre Hand auf den Arm ihrer Freundin legte.

Friedrich schritt finster bis zu den Wagen, während er die Damen grüßte, wobei Mathilde einigen Herren

scherzende Abschiedsworte zurief und Friedrich gar nicht zu beobachten schien.

Die Jagd begann wieder und diesmal folgte Friedrich genau und pünktlich dem Treiben, freilich ohne daß er auch nur einen einzigen Schuß that, obgleich zahlreiches Wild an ihm vorbeirannte.

„Sie haben wohl immer noch den verlorenen Bock im Sinne,“ sagte sein Jagdnachbar lachend, als er abermals seinen Schuß versäumte, und mehrfach noch war er der Gegenstand neckischer Bemerkungen, welche er nur durch ein mattes Lächeln oder einige unzusammenhängende Worte erwiderte.

„Es ist richtig,“ flüsterte man einander zu, „mit dem Baron Friedrich und der Gräfin Mathilde — sie haben sich ein wenig gestritten — sehen Sie wohl, wie verstört er aussieht — nun, was sich liebt, das neckt sich — die Verlobung wird wohl bald publizirt werden — sie macht eine gute Partie — aber er auch — sie ist die geistvollste und eleganteste Dame der Residenz — sie werden ein ausgezeichnetes Haus machen — er hat das Geld und sie den Geist und die Anmut.“

So flüsterte es in der Jagdgesellschaft hin und her, während Friedrich alles um sich her vergaß und träumend seinen finsteren und schmerzlichen Gedanken folgte.

Abends kehrte man nach Hagenberg zurück.

Die Strecke wurde bei Fackelschein und unter schmetternden Fanfaren besichtigt und bei dem Diner in dem mit

Laubgewinden und Gehörnen aller Art dekorirten Speisesaal mußte Friedrich den ihm angewiesenen Platz neben Mathilde einnehmen.

Als er sie zu Tisch führte, vermied sie es wieder, indem sie sich den Anschein gab, an ihrem Spitzenärmel etwas zu ordnen, seinen Arm zu nehmen, und vom Beginn der Tafel an unterhielt sie sich ausschließlich mit ihrem andern Nachbar.

Friedrich achtete kaum darauf. Vielleicht mochte er glauben, daß es seine eigene schweigsame Zurückhaltung sei, welche die Unterhaltung mit seiner Nachbarin ausschloß. Er saß in finsterem Schweigen da, und die Gräfin warf ihrer Tochter über den Tisch hin mehrfach strafende und mahnende Blicke zu. Sie war der Meinung, daß Friedrich gegen Mathildens unfreundliche Kälte so schweigsam und unmutig sei und sie fand es unrecht, daß ihre Tochter eine kleine Empfindlichkeit in so verletzender Weise vor der ganzen Gesellschaft zeigte.

Friedrich war körperlich erschöpft und ermattet. Er trank durstig und ohne Auswahl die feurigen Weine und unter dem Einfluß derselben steigerte sich seine innere Erregung und der Zorn über das, wie er glaubte, nach wohldurchdachtem Plan mit ihm getriebene Spiel.

Als bei Gelegenheit einer über den Tisch hin geführten allgemeineren Unterhaltung Mathilde eine spöttische, herausfordernde Bemerkung an ihn richtete, blitzten seine bisher gesenkten Augen hell auf.

Er erwiderte scharf und höhnisch.

Mathilde schien gereizt und es entspann sich zwischen beiden ein Sprühfeuer von spöttischen Neckereien, welche unter der äußeren Form leichter, heiterer Scherze immer bitterer und verletzender wurden.

Friedrichs Wangen flammten immer höher; Mathilde wurde blaß, ihre Lippen bebten, und der scharfe Blick ihrer Mutter erkannte deutlich, daß sie zuweilen nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, welche in ihren Augen heraufstiegen.

Die Gräfin warf immer neue Gesprächsgegenstände auf, da sie eine heftige Scene fürchtete, doch gelang es ihr nicht, das immer schärfer gereizte Wortgefecht zu unterbrechen, welches freilich von der übrigen, immer lauter und fröhlicher sich unterhaltenden Gesellschaft nicht bemerkt wurde.

Da kam ihr ein unerwartetes Ereignis zu Hilfe: der Kammerdiener des Barons reichte demselben auf einem silbernen Teller einen großen Brief.

Nachdem der Baron denselben erbrochen und gelesen hatte, erhob er sich mit einer gewissen Feierlichkeit und schlug klingend an sein Glas.

Er mußte dies Zeichen zweimal wiederholen, bis es ihm gelang, in der freudig erregten Gesellschaft sich Gehör zu schaffen.

„Meine verehrten Gäste," sagte er dann, „soeben erhalte ich die Nachricht, daß Seine Majestät, unser

allergnädigster Herr gestern im Schlosse Glücksburg eingetroffen ist, um sich dort einige Zeit zu seiner Erholung aufzuhalten. Seine Majestät hat die Gnade, mich und die Gräfin Stören mit unseren Kindern auf morgen dorthin zu befehlen. Uns treuen und ergebenen Dienern Seiner Majestät ziemt es sich wohl, die Anwesenheit unseres erhabenen Herrn in seinem Herzogtum Schleswig durch ein volles Glas zu begrüßen — möge es niemals fremder Einmischung und Anmaßung gelingen, unsern König und Herzog seinem Stammlande und Volk von Schleswig und Holstein zu entfremden! Zur Bekräftigung dieses Wunsches bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Hoch lebe Seine Majestät unser König und Herzog!“

Die ganze Gesellschaft hatte sich erhoben, unter lauten, jubelnden Hochrufen klangen die Gläser aneinander.

Friedrich zuckte bei den letzten Worten seines Vaters zusammen, bleich und finster stand er da, das Glas zitterte in seiner Hand. Mathilde hielt ihm das ihrige entgegen — bei diesem Toast mußten ja alle Nachbarn miteinander anstoßen.

Friedrich zögerte noch einen Augenblick, dann streckte er in einer hastigen, gezwungenen Bewegung seine Hand vor.

Mit lautem Klirren zersprang sein Glas von dem heftigen Stoß, und Mathilde blickte erschrocken in Friedrichs finsteres Gesicht.

Sie mochte diesen Unfall seiner Erregung über ihr Benehmen gegen ihn zuschreiben, ihr Blick wurde weich

und sanft, als wolle sie um Verzeihung und Versöhnung bitten.

Der Baron sah zornig zu seinem Sohn herüber, im nächsten Augenblick aber sagte er lächelnd:

„Mein Sohn hat recht, ein Glas, aus welchem die Gesundheit unseres königlichen Herrn getrunken ist mit dem Wunsche, daß er aller seiner Feinde siegreich Herr bleiben möge, soll keinem andern Zweck mehr dienen — ich bitte Sie alle, dem Beispiel zu folgen, in welchem mein Sohn mir zuvorgekommen ist."

Er zerschlug klirrend seinen Champagnerkelch und im nächsten Augenblick war unter den lauten Jubelrufen der ganzen Gesellschaft der Tisch mit den Scherben der kostbaren Gläser bedeckt.

Der Baron verneigte sich gegen die Gräfin, diese stand auf und begab sich, von dem Baron geführt, in die Nebenzimmer, in welchen der Kaffee servirt war.

Diesmal legte Mathilde ihre Hand auf Friedrichs Arm.

„Mag das zersprungene Glas," sagte sie, „das sonst zerbrochenes Glück bedeutet, diesmal ein Zeichen des Vergessens und der Versöhnung sein."

Friedrich schien ihre halb geflüsterten Worte nicht gehört zu haben, an der Schwelle des Nebenzimmers verneigte er sich tief vor ihr und wendete sich schnell den Gruppen der jungen Leute zu.

Die Gesellschaft verteilte sich in den zahlreichen Sälen. Der Kaffee und verschiedene Liqueure wurden servirt.

Mit Erlaubnis der Gräfin rauchte man des Barons vortreffliche Cigarren und die Unterhaltung bewegte sich längere Zeit teils in Zornesausbrüchen gegen die anmaßende Einmischung, welche der Baron in seinem Glückwunsch erwähnt hatte, teils in Aeußerungen höhnischer Verachtung über die Ohnmacht des deutschen Bundes.

Friedrich ging, ohne ein Wort zu sprechen, von einer Gruppe zur andern, aber er vermied es sorgfältig, sich den Damen zu nähern oder nur das Zimmer zu betreten, in welchem die Gäste sich aufhielten.

Ein Teil der Gäste reiste noch am Abend ab, die übrigen zogen sich, von der Jagd ermüdet, früh zurück, da sie am nächsten Morgen nach Hause fahren wollten.

Friedrich konnte es nicht vermeiden, sich von den Damen zu verabschieden und auch Mathilde die Hand zu reichen, er fühlte einen leichten Druck ihrer Finger, aber er erwiderte denselben nicht und zog sich mit zeremonieller Verbeugung zurück. Die königliche Einladung nach Glücksburg machte es ihm auch für den nächsten Tag unmöglich, mit seinem Vater ungestört zu sprechen.

Elftes Kapitel.

Friedrich fand noch lange nicht die Ruhe, als schon jeder Laut im Schlosse verstummt war. Erst jetzt in der Einsamkeit seines Zimmers kam er dazu, mit einiger Kaltblütigkeit wenigstens in sich selbst einzukehren und alles an diesem verhängnisvollen Tage Erlebte noch einmal zu überdenken. Er bestärkte sich noch mehr in der Ueberzeugung, daß er Meta allein liebe, daß diese Liebe für sein ganzes Leben bestimmend sei und daß die Pflicht gegen Meta und gegen sein eigenes Glück ihm den äußersten, unbeugsamen Widerstand gegen die mit trügerischer List über ihn verfolgten Absichten auferlege.

Er blieb tief erbittert gegen Mathilde; ihr hochfahrendes, spöttisches Wesen, das so sehr gegen ihr Betragen in der letzten Zeit abstach, schrieb er dem Einfluß der großen Gesellschaft zu, vor welcher sie keine Aenderung ihres Wesens habe zeigen wollen, über welche man hätte spotten können.

Dies zeigte um so deutlicher, daß all ihr früheres

Entgegenkommen gegen seine Ideen und Anschauungen nur das Spiel eigensüchtiger und verwerflicher Koketterie gewesen war und ihr abstoßendes Benehmen am Abend, das er ebenso niedrigen Beweggründen zuschrieb, erfüllte ihn mit eben noch um so tieferer Verachtung. Daß er heute zu einer Auseinandersetzung mit seinem Vater keine Gelegenheit gefunden hatte und eine solche auch am nächsten Tage nicht würde finden können, erschien ihm bei ruhigem Nachdenken über seine Lage erwünscht; je weniger erregt er mit seinem Vater sprechen würde, um so mehr durfte er ja hoffen, ihn mit seinen Wünschen zunächst wenigstens so weit zu versöhnen, daß die Idee einer Verbindung mit Mathilde für immer beseitigt würde.

Wohl gab er sich keiner Täuschung darüber hin, daß es schwer, unendlich schwer sein würde, seinen Vater mit seiner Liebe zu Meta zu versöhnen, aber dazu blieb ihm ja dann, wenn einmal nur erst volle Klarheit zwischen ihn und den Vater gebracht sei, Zeit genug übrig, vor allem mußte aber eben diese Klarheit geschaffen werden, die er sich selbst und besonders auch Meta schuldig war.

Er faßte also den Entschluß, zunächst ruhig den Augenblick abzuwarten, in welchem er ohne Uebereilung mit seinem Vater würde sprechen können, und so lange auch die Erbitterung und Verachtung, welche er gegen Mathilde empfand, nicht zu zeigen, sondern die gesellschaftliche Artigkeit zu beobachten, um zu keinem Vorwurf Veranlassung zu geben.

Als sich endlich der Schlaf auf seine ermüdeten Augen herabsenkte, sah er im Halbtraum Metas Gestalt zu ihm heranschweben. Mit klaren, ruhigen Blicken sah sie ihn an, und als sie die Hand gegen ihn ausstreckte, fühlte er wohlthätigen Frieden in sein Herz einziehen, aber jedesmal dann erschien ihm auch Mathildens Bild von wundersamem Reiz umflossen.

Dies Bild drängte sich zwischen ihn und Meta, und so unwillig er auch diese Erscheinung, die er ja hassen mußte, zu verscheuchen suchte, so kehrte sie doch immer wieder, bis endlich auch diese Bilder im tiefen, traumlosen Schlummer verschwanden.

Auch Mathilde fand nicht sogleich den Schlaf nach dem unruhigen Tage.

Die Gräfin, obwohl sie ihrer Tochter, auf deren Erziehung sie stolz war, vollkommen vertraute, nahm doch Veranlassung, heute ihr Mißfallen über deren Benehmen auszusprechen.

„Du warst unartig gegen Friedrich,“ sagte sie, als sie sich mit Mathilde in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, „und das ohne Grund und in einer verletzenden Weise, wie sie in der guten Gesellschaft nicht vorkommen soll.“

„Ohne Grund, Mama?“ rief Mathilde heftig; „war es denn nicht eine Rücksichtslosigkeit ohnegleichen, daß er nicht da war, uns zu empfangen, als wir zu dem Rendezvous hinausfuhren? Er will einen Rehbock verfolgt haben, er, der mir hundertmal gesagt hat, daß er keine Neigung

für die Jagd habe, er will sich im Wald verirrt haben, der von Jugend auf alle Wege in den Forsten von Hagenberg kennt, während der Lärm der Jagd auch einem Fremden hätte als Leitung dienen können. Ich weiß nicht, wo er gewesen ist und was ihn abgehalten hat, aber gewiß war es eine ganz außergewöhnliche und verletzende Gleichgiltigkeit gegen uns, daß er uns nicht am Rendezvousplatz empfing wie die anderen Herren alle, was doch schon die bloße äußere Höflichkeit ihm als dem Sohn des Hauses zur Pflicht macht."

„Nun," sagte die Gräfin, „wenn Friedrich die Pflicht der Höflichkeit verletzt oder nicht eifrig genug erfüllt hat, so wäre es vielleicht angemessen gewesen, ihn auf den Verstoß in feiner Weise aufmerksam zu machen, das würde ihn beschämt und zur Erkenntnis seines Unrechts gebracht haben; aber die heftige, kränkende und verletzende Weise, in welcher Du ihm Deinen Unwillen zeigtest, mußte ihn erzürnen und erbittern, da er," fügte sie mit forschendem Blick hinzu, „wie ich glaube, zu harmlos, unbefangen und zu wenig eitel ist, um aus Deinem Benehmen einen andern, für ihn selbst schmeichelhafteren Schluß zu ziehen."

„Einen andern Schluß?" rief Mathilde erglühend, „und welchen?"

„Nun," sagte die Gräfin lächelnd, „seine Gleichgiltigkeit würde Dich vielleicht nicht so aufgeregt haben, wenn er Dir selbst gleichgiltig gewesen wäre, so wenigstens

konnte er folgern, wenn er die eitle Selbstgenügsamkeit anderer Herren seines Alters besäße."

„Und dies Selbstbewußtsein würde ihn täuschen," rief Mathilde, noch stärker erglühend; „übrigens," fuhr sie, bitter lachend, fort, „denkt er sehr wenig an solche oder irgendwelche Schlußfolgerungen aus meinem Benehmen gegen ihn. Ich habe," fuhr sie ein wenig zögernd fort, „ja selbst wohl eingesehen, daß ich zu heftig gegen ihn gewesen bin und seine Unart zu ernst genommen habe, ich habe ihm das auch gezeigt und deutlich Verständigung und Versöhnung gesucht, aber er hat das nicht gewürdigt und meine Annäherung schroff zurückgewiesen, das ist doch wahrlich stark von einem Herrn einer Dame gegenüber und wäre sie ihm auch noch so fremd."

„Mein Kind," sagte die Gräfin, „Friedrich machte mir ganz den Eindruck, als ob er eine unveranlaßte und unverdiente Beleidigung, wie Du sie ihm zugefügt hast, schwer empfände und auch schwerer zu vergessen vermöchte als ein anderer."

„Unverdiente Beleidigung?!" rief Mathilde heftig. „Soll ich ihn vielleicht gar noch demütig um Verzeihung bitten dafür, daß ich etwas merkbar meinen Unwillen über seine grobe Vernachlässigung der einfachsten Höflichkeit gezeigt habe."

„Eine Dame thut immer besser," erwiderte die Gräfin, „wenn sie sich niemals in die Lage bringt, die Verzeihung einer Unart zu bedürfen. Doch in der That, ich begreife

Deine Erregung nicht, denn so außerordentlich und unverzeihlich war doch sein Verstoß nicht; gerade da die Jagd kein Interesse für ihn hat, liegt es ja so nahe, daß er in seiner eigenartigen, sinnigen Natur an irgend einem einsamen Platz träumend verweilte, ohne sich um die Bewegung der Jagd zu kümmern. Eine scherzhafte Zurückweisung wäre am Platze gewesen, aber nicht eine so auffallende und verletzende Behandlung, welche außerdem in der That ein viel zu großes Interesse Deinerseits für ihn zeigt. Vielleicht," fuhr sie lächelnd fort, als ob sie das Gespräch zu einem leichten Scherzton hinüberziehen wollte, „vielleicht träumte er gar in der Einsamkeit des Waldes von Dir und vergaß deshalb, der Jagd zu folgen."

„Träumen von mir?" rief Mathilde mit rauhem Lachen. „O nein, Mama, er träumt nicht und am wenigsten von mir; er sucht sein Ideal, das er stets auf den Lippen führt, in der That sehr tief unter mir."

Ihr Busen flog, ihre Hände zitterten, ihre bebenden Lippen vermochten kaum die Worte hervorzubringen.

„Mein Gott," fragte die Gräfin erschrocken beim Anblick ihrer Tochter, „was hast Du, was bewegt Dich so, was sollen Deine Worte bedeuten?"

„Sie bedeuten, Mama," rief Mathilde, „daß ich weiß, warum er unglücklich war, daß er sich nicht im Walde verirrt hatte, daß er nicht träumte, nicht von mir träumte; mein Kammermädchen hat mir gesagt, daß er täglich das einsame Haus besucht, das auf dem Felde ganz in der

Nähe des heutigen Jagdterrains liegt. Wir hatten dort im Sommer Zuflucht gesucht vor dem Unwetter, wir fanden eine geheimnisvolle, sonderbare Frau darin, welche die Leute in der Gegend für eine Zauberin halten, und in übermütiger Laune ließen wir, Agnes und ich, uns unsere Zukunft verkünden. Diese einsame Frau ist nicht allein, es ist eine Tochter da. Dorthin geht Friedrich seit langer Zeit schon alle Tage; dort ist er, als er die Jagd verließ, gewesen, als er versäumte, uns zu begrüßen."

„Domestikengeschwätz, mein Kind!" sagte die Gräfin kopfschüttelnd.

„O Mama, Du weißt, wie wenig ich auf solche Erzählungen gebe," sagte Mathilde, „aber die ganze Dienerschaft des Schlosses, die ganze Gegend ringsum weiß von den Besuchen Friedrichs in jenem Hause; mein Kammermädchen hat mir erzählt, was sie gehört, so muß es doch wohl wahr sein. O, jene Frau mit dem stechenden Blick und dem höhnischen Lachen wußte wohl, warum sie mir so gewiß die Zukunft verkünden konnte, sie war ihrer Sache sicher."

Thränen stürzten aus ihren Augen. Sie brach in ein fast krampfhaftes Schluchzen aus und zerriß, wie von einem plötzlichen Zornesausbruch fortgerissen, ein Spitzentuch, das auf ihrem Schoß lag.

„Kind — Kind," sagte die Gräfin, „welche Aufregung über eine Sache, die vielleicht kaum etwas bedeutet! Und da konntest Du mir sagen," fuhr sie mit liebevoller

Teilnahme fort, „daß Du ihn nicht liebst, daß er Dir gleichgiltig sei!“

Mathilde fuhr empor, ihre Augen sprühten Feuer, ihre Wangen flammten. Sie schleuderte die Spitzen ihres zerrissenen Tuches weit von sich und rief:

„Ich ihn lieben? Nein, nein und tausendmal nein! Jene hämische Zauberin hat nicht recht mit ihrer Weissagung, bei deren Erinnerung mir heute noch die Schamröte ins Gesicht steigt, da ich jetzt erst den Sinn verstehe, den jenes Weib in ihre Worte legte. Wie kannst Du glauben, meine Mutter, daß ich so tief sinken sollte, um wie eine blöde Schäferin in Liebe zu schmachten. Nein und tausendmal nein! Aber das empört mich, daß er es wagt, seine Zeit zu teilen zwischen mir und jener Unwürdigen, daß es ihm fast gelungen war, mich zu ihm aufblicken zu lassen, als ob er hoch und erhaben dastünde über der materiellen Welt, in der er doch seine niedrigen Zerstreuungen sucht.“

„Du weißt es, Kind,“ sagte die Gräfin, „wie leicht Gerüchte entstehen, und wenn wirklich etwas davon wahr wäre, was würde das bedeuten? Gibt es denn wohl einen unserer jungen Herren, der in seiner Jugend nicht irgend ein kleines romantisches Verhältnis gehabt hätte? Was will das sagen! Ich habe es wohl bemerkt, wie eifrig er sich mit Dir beschäftigte, wie seine verschlossene Natur sich immer wieder öffnete in der Unterhaltung mit Dir, es ist unmöglich, daß er nicht daran denken sollte, wie nahe bei

den Beziehungen unserer Familien der Gedanke einer Verbindung zwischen uns liegt, daß er nicht den Wunsch seines Vaters vermuten sollte, auch wenn derselbe ihm keine Andeutung gemacht hätte. Nun, was würde Dich als seine Gemahlin seine kleine Phantasie kümmern, die er um Deinetwillen vergessen müßte."

„Eine Phantasie!" rief Mathilde. „Hat er sie vergessen, will er sie vergessen, wenn er dorthin geht, während er mich empfangen sollte? Und doch," sagte sie leise weinend, „ist mir Aehnliches durch den Sinn gegangen, wie Du es mir jetzt sagst, als ich sah, wie sehr ihn meine Unfreundlichkeit bewegte. Ich wollte ja vergessen, ich wollte ihm die Hand bieten, aber er hat sie nicht genommen. Die Phantasie, wie Du sagst, muß doch wohl stärker gewesen sein als die Wirklichkeit."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Die Thränen rannen durch ihre Finger.

„Du bist aufgeregt, mein Kind," sagte die Gräfin, „die Nacht wird Dir Ruhe bringen, vertraue mir, ich will forschen, ich will beobachten, aber eins versprich mir, zeige Deine Empfindung, und wäre sie begründet und berechtigt, nicht so, wie Du es heute gethan hast, um Deinetwillen nicht und auch um seinetwillen; solche Verhältnisse müssen zart und vorsichtig behandelt werden. Wie sich auch alles wenden möge, er soll niemals glauben, daß Du durch eine Unhöflichkeit, die sich vielleicht entschuldigen läßt, tiefer berührt bist, er soll niemals ahnen, daß Du vom Geschwätz

der Leute, mag es begründet sein oder nicht, etwas gehört hast; versprich mir das, meine Tochter, Du wirst so viel Gewalt über Dich haben, um morgen die äußeren freundlichen Umgangsformen zu beobachten wie bisher; bedenke, daß wir nach Glücksburg zum König fahren müssen, bedenke, wie scharf man am Hofe beobachtet und was man sagen würde, wenn dort irgend eine Scene vorfiele, wie sie heute schon vor so viel Zeugen stattfand."

„Ich verspreche es, meine Mutter," sagte Mathilde, „wir müssen ja in der Welt unser Herz verschließen und unser Gesicht zur Lüge machen."

„Und es ist gut, mein Kind, daß wir es müssen, gut, daß wir es können, denn, glaube mir, wenn die Welt in unserem Herzen lesen könnte, sie würde noch mehr als jetzt jede Freude uns vergiften und jeden Schmerz zu tausendfacher Qual machen."

Lange noch saß die Gräfin am Bett ihrer Tochter, und erst als Mathilde endlich den Schlaf gefunden hatte, suchte auch sie ihr Lager auf.

Zwölftes Kapitel.

Reges Leben herrschte früh schon am nächsten Morgen in Hagenberg.

Die Gäste rüsteten sich zur Abfahrt.

Der Baron Friedrich und Axel waren im Frühstückszimmer, um sich von den einzelnen, je nachdem ihre Wagen vorfuhren, zu verabschieden; denn auch diejenigen, welche sonst vielleicht noch einen Tag in Hagenberg geblieben wären, brachen früh auf, da die Einladung der Schloßbewohner nach Glücksburg diese Rücksicht verlangte.

Der Baron ging selbst in die Remise, um die Wagen, Pferde und Geschirre für die Fahrt zu bestimmen, denn wenn auch der König Friedrich bei seinem Aufenthalt auf dem Schlosse Glücksburg eine Art von halbem Inkognito beobachtete und die größte Einfachheit bewahrte, so hielt es der Baron doch für eine Pflicht der Loyalität, am Hofe seines Lehnsherrn in einer auch äußerlich der Stellung des großen Vasallen würdigen Weise zu erscheinen.

Die Damen erschienen am Morgen gar nicht.

Als die Gäste sämtlich abgefahren waren, zog sich jedermann zurück, um ein wenig auszuruhen und seine Toilette zu machen, und der Baron sendete seinen Kammerdiener zur Gräfin Stören und zu ihrer Tochter, um die Damen noch besonders bitten zu lassen, daß sie ja zur festgesetzten Stunde pünktlich zur Abfahrt bereit sein möchten.

Mit dem bestimmten Glockenschlage erschien denn auch die ganze Gesellschaft in dem Salon.

Der Baron trug die große Kammerherrnuniform; das Kreuz und der Stern des Kommandeurs vom Danebrog glänzten auf seiner Brust.

Axel hatte die Paradeuniform seines Regiments angelegt, während Friedrich den einfachen schwarzen Gesellschaftsanzug trug, da er zu seines Vaters größtem Mißfallen sich vom Hofe fern gehalten und noch keine Gelegenheit geboten hatte, ihm eine Charge zu verleihen, zu welcher ihn sein Name nach des Vaters Meinung berechtigte und verpflichtete.

Die Gräfin erinnerte in ihrer reichen Toilette von schwerer dunkelblauer Seide an jene vornehmen Damen des ancien régime, welche imponirende Würde mit reizvoller Anmut zu vereinigen wußten, und als sie mit dem Baron in streng zeremonieller und doch dabei freundlich vertraulicher Weise ihren ersten Gruß austauschte, da hätte man bei dem Anblick der beiden Erscheinungen sich um mehrere Jahre zurückversetzt glauben können.

Die beiden jungen Mädchen trugen leichte helle

Toilette, welche zwischen Promenaden- und Gesellschafts-anzug die Mitte hielt.

Agnes strahlte vor Glück beim Anblick ihres Verlobten, als sie ihn so schön, so glänzend und so ritterlich in seiner Uniform erblickte, in der sie ihn bei den Urlaubsbesuchen selten zu sehen Gelegenheit hatte.

Mathilde war von einer blendenden Schönheit, sie sah bleicher und zarter aus als gewöhnlich; ihre sonst so keck und herausfordernd blitzenden Augen schienen wie mit einem leichten Schleier bedeckt, und als Friedrich zu ihr trat, um ihr mit artigem Morgengruß die Hand zu bieten, da hatte ihr fragend und vorwurfsvoll zu ihm aufgeschlagener Blick, ihr flüchtiges Erröten und ihr halb verlegenes Lächeln einen so wunderbaren Reiz, daß er sich des Zaubers desselben nicht erwehren konnte und unwillkürlich ihre Hand wärmer drückte, als es den Gesinnungen entsprach, die er gegen sie zu hegen überzeugt war.

Die Wagen fuhren vor.

Eine geschlossene Kalesche nahm den Baron und die drei Damen und eine verdeckte Hinterchaise die beiden anderen Herren auf.

Wagen und Geschirre waren von untadelhafter Eleganz.

Zwei Jäger des Barons in ihren glänzendsten Livreen und wallenden Federbüschen begleiteten die Herrschaften.

Friedrich und Axel fuhren voraus.

Beide hatten seit jenem Abend, an welchem eine so scharfe Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen hervorgetreten

war, fast gar nicht miteinander verkehrt, was durchaus nicht auffällig erschien, da Axel ja ohnehin stets mit Agnes beschäftigt war und mit seinem künftigen Schwager immer nur in dem Familienkreise oder in größeren Gesellschaften zusammentraf.

Als die beiden jungen Leute miteinander allein waren, trat zuerst eine gewisse Verlegenheit ein.

Axel überwand dieselbe, indem er in weltgewandter Sicherheit eine ziemlich allgemeine und inhaltlose Konversation über das Wetter, die gestrigen Jagdereignisse und den Besuch in Glücksburg begann. Bald aber erstarb das Gespräch, was auch freilich ganz natürlich ist, da zwei Personen, welche längere Zeit neben einander über Land fahren, ja unmöglich eine fortgesetzte Konversation unterhalten können, und beide saßen in ihre Mäntel gehüllt und in ihre Gedanken versunken in den Wagenecken, nur selten eine gelegentliche Bemerkung austauschend, welche keine Antwort verlangte.

Sie fuhren an dem einsamen Hause der Frau Hansen vorbei.

Friedrich blickte scheu hinüber.

Die weißen Vorhänge bewegten sich nicht, kein Schatten war an den Fenstern sichtbar.

„Was macht denn die alte Hexe," fragte Axel leichthin, „bei der wir damals einkehrten? Es war eine große Thorheit," sagte er dann ernster, „daß die Mädchen damals die Zauberkünste des sonderbaren Weibes herausforderten

und wir hätten das nicht leiden sollen. In jedem Menschen, wenn er noch so vernünftig ist, schlummert der Keim des Aberglaubens, und schon Macbeth wurde durch die tückischen Prophezeiungen auf die verhängnisvollste Bahn des Verderbens getrieben und aus einem loyalen Ritter zum Mörder gemacht. Sie wollen nicht sagen," sprach er sinnend weiter, „was sie damals gehört haben, aber Agnes kommt mir seit jener Zeit träumerisch und befangen vor, und wenn von jenem Vorgange die Rede ist, so schrickt sie angstvoll zusammen. Auch Mathilde, die doch wahrlich sonst einen gesunden und kräftigen Geist hat, vermeidet jede Berührung jenes Gegenstandes und versinkt in finsteres Schweigen, wenn jemals das Gespräch darauf kommt. Wir hätten einen solchen Scherz nicht zulassen sollen," fuhr er fort, „denn zum Guten kann so etwas nie führen und man sollte dafür sorgen, daß solchen Weibern ihr gefährliches Handwerk gelegt werde, das, im Geheimen betrieben, großes Unheil anrichtet und den Frieden unter Freunden und Verwandten stört."

Friedrich fuhr auf, seine Augen blitzten drohend, eine heftige Antwort schien auf seinen Lippen zu schweben.

Axel, der in seine Wagenecke zurückgelehnt dasaß, bemerkte dies nicht und Friedrich unterdrückte seinen Unmut.

Schweigend fuhren sie weiter.

Auch in der nachfolgenden Kalesche wurde das einsame Haus einen Augenblick Gegenstand des Gesprächs.

Die Gräfin beugte sich, wie zufällig hinausblickend, vor.

„Ein eigentümlich isolirtes Häuschen dort,“ sagte sie. „War es etwa dort, wo ihr im Sommer einmal Zuflucht vor dem Gewitter fandet, wie ihr mir erzählt habt und wo ihr die Bekanntschaft einer sonderbaren und geheimnisvollen Frau gemacht, welche in der Gegend für eine Hexe gehalten wird? Ich erinnere mich, daß Axel viel darüber gelacht hat.“

Die beiden Mädchen antworteten nur durch ein schweigendes Kopfnicken.

Agnes schlug erbleichend und leise zitternd die Augen nieder.

Mathilde errötete und blickte drohend nach dem stillen Hause hinüber, um sich dann gleich wieder nach dem andern Wagenfenster zu wenden, während ein Lächeln voll Bitterkeit und Verachtung um ihre Lippen zuckte.

„Das Haus macht einen sonderbaren Eindruck,“ fuhr die Gräfin in unbefangenstem Ton fort, „es scheint ein kleiner Bauernhof zu sein und doch hat es fast das Aussehen wie ein städtisches elegantes Haus. Wissen Sie nicht,“ fragte sie zu dem Baron gewendet, „wer die geheimnisvolle Unbekannte ist, welche dies von der Welt zurückgezogene Asyl aufgesucht hat? Vielleicht birgt sich dort ein Geheimnis — ein Roman.“

Der Baron beherrschte mit einer sicheren Willenskraft die Bewegung, welche einen Augenblick durch sein Gesicht zuckte.

„Unsere Zeit ist arm an Romantik,“ sagte er lächelnd,

„und ich besitze nicht Phantasie genug, um sie in jenes Häuschen hineinzutragen. So viel ich gehört, wohnt dort eine Frau, welche wohl ein kleines Vermögen ererbt oder erarbeitet hat und sich in ihrem Alter ausruhen will.“

„So ganz allein,“ fragte die Gräfin, „ohne Angehörige und Gesellschaft? Das muß in der That trostlos sein!“

„Sie hatte eine Tochter bei sich, so viel ich weiß,“ sagte der Baron, „und sie werden wohl ganz zufrieden sein; solche Leute,“ fügte er achselzuckend hinzu, „bedürfen ja so wenig für ihr Leben, sie sind zufrieden, ruhig und sorglos im Alter genießen zu können, was sie mühsam erarbeitet haben, und was uns unentbehrlich für den Genuß und den Wert des Lebens erscheint, vermissen sie kaum.“

„Mich würde es reizen,“ sagte die Gräfin, indem sie, sich aus dem Fenster lehnend, noch einmal zurückblickte, „das Geheimnis jenes Hauses zu durchdringen; forschen Sie doch ein wenig nach, lieber Baron, das muß Ihnen ja leicht werden, zu erfahren, wer jene einsamen Frauen dort sind; vielleicht finden wir da doch den Faden irgend eines kleinen Romans, und ich muß gestehen, ich liebe es mehr, die Romane im Leben zu verfolgen als sie gedruckt zu lesen.“

„Ich werde es versuchen, Ihre Neugier zu befriedigen,“ sagte der Baron, „doch ich bin überzeugt, daß wir nichts finden werden, als die allertrivialste Prosa, wenn wir nicht die Phantasie einer Scheherasade zu Hilfe nehmen.“

Er blickte auf seine Uhr, berechnete die noch übrige Zeit der Fahrt bis nach Glücksburg und lenkte das Gespräch auf den bevorstehenden Besuch.

Mathilde hatte während der Unterhaltung des Barons mit ihrer Mutter, ohne scheinbar auf dieselbe zu achten, zum Wagenfenster hinausgeblickt, sie hüllte sich fester in ihren Mantel, lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen wie in einer Anwandlung von Müdigkeit, welche nach der Unruhe des gestrigen Jagdtages ganz natürlich erschien.

Der Weg wendete sich vom Strande ab.

Man erblickte die Turmspitzen des Glücksburger Schlosses durch die schon fast entblätterten Kronen mächtiger Buchen und bald trat das im Stil des sechzehnten Jahrhunderts erbaute, so außerordentlich malerische Schloß hervor, wie eine Erinnerung vergangener Zeiten aus dem Spiegel des Schloßteiches hervorragend und bei jeder Wendung des Weges eine immer neue Ansicht in seinen Erkern und Türmen darbietend, obwohl die Natur schon fast erstorben war. Das Bild dieses gleichsam aus dem Wasser hervorgewachsenen Baues inmitten der mächtigen Bäume war von wunderbarer und großartiger Schönheit. Die Steinmassen spiegelten sich in der hellen Wasserfläche und die scharfen Strahlen der Herbstsonne vergoldeten die Fenster mit blendendem Glanz. Auf dem Hauptturm wehte, weit aufgerollt, im frischen Winde die Danebrogfahne und ringsum breitete sich jene fast feierliche Stille

aus, welche die königlichen Wohnsitze zu umgeben pflegt und fast wie ein ringsum verbreiteter Hauch der Majestät erscheint.

Die Equipagen fuhren an der Rampe des Schlosses vor.

Der Hofmarschall des Königs, Herr von Loewenskjold, ein hochgewachsener, eleganter Mann, erschien, als die Gesellschaft kaum ausgestiegen war und das Schloß betreten hatte, auf der Treppe, um im Namen des Königs dessen Gäste zu begrüßen.

Er schüttelte dem Baron herzlich, aber doch mit einer gewissen Ehrerbietung die Hand und bot dann der Gräfin den Arm, um sie zunächst in die für die Damen bestimmten Gemächer zu führen, wo denselben einen Augenblick Zeit gelassen wurde, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Die Herren warteten kurze Zeit in dem Dienstzimmer des Hofmarschalls, während dieser die Angekommenen dem Könige meldete.

Bald kamen die Damen und auch Herr von Loewenskjold kehrte in kurzer Zeit zurück mit der Mitteilung, daß der König sogleich bereit sein werde, die Herrschaften zu empfangen. In einer Stunde sei das Diner befohlen, so daß die Gesellschaft noch zu bequemer Zeit nach Hagenberg zurückkehren könne, da Seine Majestät sich durch die anstrengenden Regierungsgeschäfte in der letzten Zeit ein wenig angegriffen fühle und früh die Ruhe suche.

Man begab sich in den großen Empfangssaal, welcher an die Privatgemächer des Königs stieß.

Hier fand man den Kammerherrn von Roumor, einen kleinen Herrn von etwa fünfzig Jahren mit einem bleichen, kränklichen Gesicht, der mehr das Aussehen eines Gelehrten, als eines Hofmanns hatte, und die Hofdame Fräulein von Lützen, eine junge Dame in eleganter Haltung und feinen, angenehmen Gesichtszügen mit dunklen, lebhaften Augen, welche den Dienst bei der Gräfin Danner, der Gemahlin des Königs, hatte.

Auch nach der gegenseitigen Begrüßung fand jene leichte, flüchtige Unterhaltung statt, welche in halb gedämpftem Flüsterton in den Vorzimmern geführt wird, wenn die allerhöchsten Herrschaften erwartet werden, und leicht und gleichgiltig über die Gegenstände hingleitet, da die Aufmerksamkeit immer dem nächsten Moment entgegeneilte.

Herr von Roumor wendete sich zu Friedrich, während die übrigen Herren sich um den Hofmarschall gruppirt hatten, der stets die Thür nach den königlichen Gemächern im Auge hatte.

Der gelehrte und in allen Wissenschaften bewanderte Kammerherr fragte nach Göttingen, nach den Professoren dort und nach der Tour, welche Friedrich auf seinen Reisen genommen hatte.

Er zeigte große Kenntnis aller wissenschaftlichen Fragen, welche das Tagesinteresse in Anspruch nahmen, und Friedrich fühlte sich durch seine Unterhaltung in der Erinnerung an seine kaum verflossene Studien- und Reisezeit angenehm

angeregt, nur befremdete es ihn, daß Herr von Roumor ausschließlich, und zwar ziemlich schlecht, dänisch sprach. Da auch Friedrich keine besondere Gewandtheit in dieser Sprache besaß, so sagte er nach einiger Zeit artig:

„Ich glaube, wir könnten uns die Unterhaltung erleichtern, wenn wir sie in unserer Muttersprache führten."

„Ich spreche nicht deutsch," sagte Herr von Roumor kurz.

„Aber," erwiderte Friedrich erstaunt, „Sie sind doch ein Deutscher von Geburt. Ihre Familie —"

„Meine Familie ist in der That — ich bin," fiel Herr von Roumor mit scharfer Betonung ein, „ein Unterthan meines Königs und Herzogs; die Deutschen sind unsere Feinde, und ich will nicht die Sprache eines Volkes reden, das uns Böses gethan und von neuem Böses zu thun vorhat."

Friedrich sah den kleinen Herrn verwundert an, seine Stirn verfinsterte sich.

„Aber," sagte er, „die Deutschen wollen uns doch nur in unserem Rechte schützen, weil wir zu ihnen gehören wie unser König und Herzog; unser Recht ist ja auch sein Recht, und wahrlich, wir achten die Rechte unserer Fürsten höher, als die Dänen es thun."

„Das gilt gleich," antwortete Herr von Roumor kurz, „wir werden mit der Partei, die jetzt gegenwärtig in Kopenhagen herrscht und für die ich durchaus nicht eingenommen bin, schon fertig werden. Das ist eine häusliche Angelegenheit, in die sich der deutsche Bund nicht

zu mischen hat, wir sind ja Jahrhunderte lang allein fertig geworden und werden dazu auch weiter im stande sein, ohne daß wir der Belehrung und Einmischung dieser anmaßenden Versammlung in Frankfurt am Main bedürfen, der man hoffentlich recht bald gebührendermaßen die Wege weisen wird."

Die Unterhaltung war lebhaft geworden. Herr von Loewenskjold blickte mißbilligend hinüber. Der Baron machte eine Bewegung, um zu seinem Sohn und Herrn von Roumor heranzutreten.

Da öffnete der Kammerdiener die Thür zu den königlichen Gemächern.

Herr von Loewenskjold eilte vor und blieb neben der Schwelle stehen.

Der König Friedrich VII. trat ein, am Arm seine Gemahlin, die Gräfin Danner.

Er war damals fünfundfünfzig Jahre alt, ziemlich hoch gewachsen, erschien aber kleiner, als er in der That war, durch die reiche Fülle seiner Gestalt und seine etwas schlaffe Haltung. Er trug einen weiten schwarzen Anzug, den Stern des Elefantenordens auf seiner Brust; sein Gang war ein wenig schleppend und sein starker Kopf mit den stark markirten, aber etwas schlaffen Gesichtszügen saß kurz auf den Schultern. Seine lebhaften Farben zeugten mehr von Blutfülle als von frischer Gesundheit, ein Zug von gutmütiger Freundlichkeit umgab seinen Mund; auch seine hellen Augen blickten freundlich und

heiter, doch lag in seinem ganzen Ausdruck eine gewisse Anlage zur leichten Erregbarkeit. Diese freundliche, wohlwollende Heiterkeit mußte durch kleine Veranlassungen zu heftigem Zornesausbruch gereizt werden können.

Die Gräfin Danner war aus niederem Stande und hatte ein wundersam bewegtes Leben hinter sich. Nachdem sie nacheinander Putzmacherin und Ballettänzerin gewesen, war sie schließlich bis zur anerkannten morganatischen Gemahlin emporgestiegen. Sie zeigte in ihrer äußeren Erscheinung durchaus nichts, was auf ihre Vergangenheit hätte schließen lassen können. Ihre Gestalt war hoch und schlank, fast mager, aber von vornehmer, ruhiger Sicherheit in Haltung und Bewegung, ihr kluges Gesicht zeigte deutlich und unverhüllt die Spuren ihres Alters; ihre Züge waren nicht regelmäßig und ließen auf keine außerordentliche frühere Schönheit schließen, aber sie erregte das Interesse durch ein lebhaftes und geistvolles Mienenspiel. Sie war äußerst einfach und zeigte auf keine Weise die Anmaßung und Ueberhebung, wie man sie häufig bei Personen findet, die aus dem Stande der Niedrigkeit zu den Höhen des Lebens emporgestiegen sind; man hätte sie nach ihrer äußeren Erscheinung vollkommen für eine Dame von vornehmer Geburt halten können.

Der König ging sogleich zu der Gräfin Stören hin, reichte ihr die Hand und begrüßte sie mit zärtlichen Worten. Während die Gräfin sich tief verneigte, hatte die Gräfin Danner den Arm ihres königlichen Gemahls losgelassen

und war schnell seitwärts getreten, als wolle sie den Anschein vermeiden, daß das tiefe Kompliment der Gräfin Stören auch ihr gelte.

Als der König sich dann zu dem Baron wendete, begrüßte die Gräfin Danner die Gräfin Stören mit einer noch tieferen Verbeugung als diese soeben dem Könige gemacht hatte. Es war stets ihr Bestreben, durch eine außerordentliche Bescheidenheit und Zurückhaltung die vornehmen Damen zu entwaffnen. Die Gräfin reichte ihr dann auch die Hand und unterhielt sich auf das liebenswürdigste mit ihr, wobei sie freilich in Ton und Haltung deutlich erkennen ließ, daß sie ihr nicht den Rang vor ihr, ja kaum neben ihr einräume.

Nachdem der König auch Mathilde Stören und Agnes kurz und besonders gnädig begrüßt hatte, wendete er wie fragend den Blick auf Friedrich.

„Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis,“ sagte der Baron schnell, „Ihnen meinen Sohn vorzustellen, und spreche zugleich meinen ehrfurchtsvollsten Dank aus für Ihre gnädige Erlaubnis, dies heute thun zu dürfen. Mein Sohn erwartet den Beginn der hohen Saison, um Eurer Majestät in Kopenhagen seine ehrfurchtsvollste Huldigung darzubringen.“

„Nun,“ sagte der König, indem es wie ein leichter Vorwurf in seiner Stimme klang, „der Sohn eines so vortrefflichen und ausgezeichneten Edelmanns und treu bewährten Freundes wie der Baron Blomstedt ist mir zu jeder Zeit willkommen.

„Sie haben in Göttingen studirt?“ fragte er, Friedrich mit scharf durchdringenden Blicken musternd.

„Zu Befehl, Majestät!“ antwortete dieser.

„Es sind sehr kluge, sehr gelehrte Professoren da,“ sagte der König, „ich kenne einige von ihnen; ich schätze die Gelehrsamkeit und pfusche ja den Herren Professoren ein wenig ins Geschäft. Aber,“ fuhr er fort, indem seine Stirn sich faltete und ein Zug von höhnischer Bitterkeit um seinen Mund zuckte, „die deutschen Herren Gelehrten zeigen zuweilen eine große Neigung, sich um Dinge zu kümmern, die sie, gerade heraus gesagt, nichts angehen. Die Professoren von dieser Gattung schaden der Politik und der Wissenschaft: sie verwirren die Politik und entziehen der Wissenschaft ihre Kraft. Jetzt kümmern sich, wie man mir erzählt hat, diese Herren auch um unsere Angelegenheiten; nun, die Herren Rechtsgelehrten in den Hörsälen und auch anderswo werden in mir ihren Mann finden!“

Der König schien eine zustimmende Antwort von Friedrich zu erwarten, dieser aber senkte schweigend den Blick, während eine flüchtige Röte seine Wangen färbte.

„Nun, ich hoffe,“ fuhr der König, der Friedrichs Schweigen vielleicht dessen Befangenheit zuschreiben mochte, freundlich fort, „daß mein Volk in der Abwehr der feigen Einmischung fest zu mir stehen wird und daß alle Differenzen, welche meine Unterthanen in Dänemark und in den Herzogtümern von einander trennen mögen, den Drohungen des Auslandes gegenüber verschwinden werden.“

„Hurra!“ rief Axel halblaut, indem er mit der Hand an das Gefäß seines Degens schlug.

Der König nahm diese unwillkürliche Verletzung der Etikette gnädig auf, er nickte freudig lächelnd dem jungen Offizier zu und sagte dann, sich wieder zu Friedrich wendend, wohl in der Voraussetzung, daß dieser die Gesinnungen des Grafen Stören teile:

„Ich weiß es und bin stolz darauf, daß der Adel meiner Herzogtümer, insbesondere von Schleswig, trotz aller Professorenweisheit und trotz aller deutschen Lockungen treu zu dem Danebrog steht, unter dem sich meine Lande ruhmvoll vereinigen. Ich hoffe Sie also bald in Kopenhagen zu sehen, und damit der Sohn eines Edelmanns von so viel Wert und Loyalität wie der Baron von Blomstedt meinem Hof näher verbunden sei, ernenne ich Sie zu meinem Kammerherrn.“

Das Blut schoß in Friedrichs Gesicht. Auch diesmal fand er keine Worte und dankte nur durch eine tiefe Verneigung.

Der Baron sprach in lebhaften Worten seinen Dank für die königliche Gnade aus, indem er nicht ohne Selbstbewußtsein hervorhob, daß er dieselbe vorzugsweise seinem Hause erwiesen und von diesem nicht unverdient sei.

Auch das nahm der König, der sich in der vortrefflichsten Laune zu befinden schien, huldvoll auf. Er drückte dem Baron herzlich die Hand und sagte dann:

„Ich möchte nun die Damen und die Herren meiner

Frau überlassen und die Stunde bis zum Diner mit meinem vortrefflichen Freund Blomstedt verplaudern. Es ist," fügte er ernster hinzu, „in einer Zeit wie die gegenwärtige ein Bedürfnis und eine doppelte Freude, die Meinung und den Rat erfahrener und treu ergebener Männer zu hören."

Er legte seinen Arm in den des Barons und führte diesen, während alle sich tief verneigten, nach seinen Gemächern fort, deren Thür der Kammerdiener sogleich verschloß.

Die Gräfin Danner gab der Gräfin Stören, als sie die Gesellschaft zum Sitzen einlud, die rechte Seite, und während die Diener nach nordischer Sitte verschiedene Liqueure und kleine Tartins servirten, wußten die beiden Damen eine allgemeine heitere und immer neu anregende Unterhaltung im Flusse zu erhalten, während welcher Friedrich schweigsam und unbemerkt blieb.

Dreizehntes Kapitel.

Der König hatte den Baron von Blomstedt durch einige Salons in sein ziemlich einfach ausgestattetes Kabinet geführt, das durch ein großes Fenster die prachtvolle Aussicht über den Teich nach der Buchenwaldung und einzelne Ausblicke über das Land hin gewährte.

Friedrich VII. ließ sich in einen breiten Lehnstuhl in der Nähe des Fensters nieder.

Der Baron nahm auf seinen Wink ihm gegenüber Platz und die Diener stellten auch hier eine Platte mit einem kleinen Imbiß von pikanten Sachen und verschiedenen Liqueuren auf.

„Nun, mein lieber Blomstedt,“ sagte der König, als er mit dem Baron allein war, „was sagen Sie zu all den Dingen, die in der Welt vorgehen, was sagen Sie zu diesem neuen Versuch des deutschen Bundes, der wieder einmal aus seinem Schlaf aufgewacht ist, um Unfrieden in unser Vaterland zu säen und unsere kleine Monarchie auseinander zu reißen?“

„Nun, Majestät,“ sagte der Baron mit bitterem Lachen, „man wird, so hoffe ich, bald der Versammlung in Frankfurt ein Tränklein zusammenmischen, das sie zur Fortsetzung ihres sanften und friedlichen Schlafes veranlassen soll. Gott sei Dank, ist ja der Bund nicht allein in der Welt, und die europäischen Großmächte werden niemals die Zerstücklung Dänemarks dulden.“

„Das ist wahr, ganz wahr,“ sagte der König, indem er ein ganz kleines Gläschen voll schwedischen Punsches schlürfte, „ganz wahr, mein lieber Baron, und vielleicht hätte man gar keinen Grund, der Tragikomödie, welche man jetzt in Frankfurt in Scene setzen möchte, irgend welche Bedeutung beizulegen, aber,“ fuhr er dann fort, indem seine Stirn sich faltete, „man hat da in der neueren Zeit ein bisher unbekanntes Element in das Staatsrecht eingeführt, das ist die Selbstbestimmung der Völker. Der Kaiser Napoleon hat dies Prinzip auf seine Fahne geschrieben, vielleicht hat er recht, da er ja selbst dem suffrage universelle seine Krone verdankt. England hat jenem gefährlichen Grundsatz überall zugestimmt, und wir dürfen nicht vergessen, daß diese leidige Frage, welche schon im Jahr 1848 so viel Verwirrung stiftete, dadurch noch verwickelter wird, daß ich keine direkten Erben habe und daß, wie die Professoren behaupten, das Erbrecht in Dänemark und in den Herzogtümern auseinander geht.“

„Wollte man alte Erbrechte gelten lassen,“ erwiderte der Baron lebhaft, „so würden die meisten der heutigen

Staaten auseinanderfallen. Das Erbrecht der dänischen Gesamtmonarchie steht ja staatsrechtlich unantastbar fest durch die Bestimmungen des Londoner Protokolls von 1852, welches den Prinzen Christian zu Eurer Majestät Erben eingesetzt. Uebrigens liegt diese Seite der Frage ja, wenn Gott die Gebete aller treuen Unterthanen Eurer Majestät erhört, noch unendlich fern."

„Gewiß," sagte der König lachend, „wünsche ich und hoffe ich auch noch recht lange zu leben, um den Staatsgelehrten die Sorge um meine Erbschaft zu ersparen, aber es liegt doch in diesem Punkte ein Element der Gärung, das man nicht im Vertrauen auf jene papierene Garantie des Londoner Protokolls außer acht lassen darf, der deutsche Bund hat jene Protokolle nie anerkannt."

„Was liegt daran!" sagte der Baron achselzuckend; „haben nicht Oesterreich und Preußen das Protokoll von London unterzeichnet, was ist und was vermag der deutsche Bund ohne seine beiden Großmächte? Sollen wir etwa die Armeen von Lichtenstein, Reuß und Lippe fürchten?"

„Das nicht," erwiderte der König lachend; „aber Oesterreich und Preußen haben eine ganz sonderbare Praxis dem Bunde gegenüber. Mein armer Vetter, der Kurfürst von Hessen, weiß davon ein Lied zu singen, indem sie eine Verfassung nach der andern oktroirt haben, um ihn dann wieder zur Aufhebung derselben zu zwingen. So gut wie die Höfe von Wien und Berlin zuweilen die Beschlüsse des durchlauchtigsten Bundes ignoriren, ebenso könnten

sie auch einmal die Laune haben, ihre Großmachtstellung dem Bunde unterzuordnen und sich einem Majestätsbeschluß von Reuß und Lippe in bereitwilligem Gehorsam zu unterwerfen. Denken Sie einmal an den Fall, daß eine neue, von irgendwo angeschürte aufrührerische Bewegung in den Herzogtümern ausbricht, daß der Bund sich das Schiedsrichteramt anmaßt, daß Oesterreich und Preußen einem solchen Beschlusse ihre Macht zur Verfügung stellten und daß dann das suffrage universelle ausgespielt würde, in welche Verlegenheit würden England und Frankreich dann geraten.“

„Und,“ erwiderte der Baron, „das suffrage universelle ist eine zweischneidige Waffe, welche Frankreich und England wohl gebrauchen mögen, wo es ihr Vorteil verlangt, die sie aber gewiß niemals werden anwenden lassen, um gegen ihr Interesse dem deutschen Bunde die Schlüssel zur Nord- und Ostsee auszuliefern, und sollten Oesterreich und Preußen jemals diese zweischneidige Waffe berühren wollen, sollten sie Polen vergessen, Venetien und gar Ungarn.“

„Das ist freilich unwahrscheinlich,“ sagte der König, „aber mein Vertrauen ist in diesem Punkte nicht unerschütterlich. Da ist der Herr von Bismarck in Berlin, das ist ein ganz anderer Mann als Schleinitz und Bernstorff, ein ganz anderer Mann als alle Diplomaten der alten Schule, welche immer die Pelze waschen wollen, ohne sich die Finger naß zu machen. Ich beobachte ihn genau und ich mißtraue ihm.“

„Herr von Bismarck," sagte der Baron lächelnd, „der mit seinen eigenen Kammern nicht fertig wird, der das gesamte preußische Volk gegen sich hat und seine ganze Kraft aufbieten muß, um gegen die Kammern die Militär-organisation aufrecht zu halten?"

„Er wäre ein Thor," sagte der König, „wenn er dies thäte, ohne einen Hintergedanken zu haben; die neue Armee-organisation wäre ein Sisyphusfelsen, der früher oder später zerschmetternd auf ihn selbst zurückfallen müßte, wenn er nicht daran dächte, sein Werk eines Tages durch irgend eine plötzlich hervorbrechende glänzende That populär zu machen, und da er eben kein Thor ist, sondern ein kluger, sehr kluger Mann, so muß er einen solchen Hinter-gedanken haben. Es gibt aber nichts, was bei dem so-genannten deutschen Michel so populär wäre als ein Krieg um die meerumschlungenen Herzogtümer, von denen die Deutschen in allen Bierstuben singen, und dieselbe preußische Armee, welche jetzt von aller Welt angegriffen wird, würde ebenso von aller Welt verherrlicht und bejubelt werden, wenn sie eines Tages gegen uns geführt würde. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, jene braven Deutschen lieben uns nicht, und wenn es gegen uns geht, würden sie plötzlich alle hinter ihrem Bunde stehen, den sie sonst nicht genug verspotten können. Der Herr von Bismarck aber ist ein Mann, dem ich zutraue, daß er sich mit dem Teufel selbst verbünden würde, wenn er dadurch seinen Zweck erreichen kann; er wäre ganz der Mann, auf einen

Schmerzensschrei von der Elbe zu hören und auch die zweischneidige Waffe des suffrage universelle in die Hand zu nehmen, ohne sich selbst daran zu verletzen."

„Aber, mein Gott, Majestät," rief der Baron, „Schleswig wenigstens geht doch den deutschen Bund gar nichts an, mit welchem Recht —"

„Was ging der italienische Schmerzensschrei den König von Sardinien an, welches Recht hatte er auf Neapel, als jene neue staatsrechtliche Lehre von der Selbstbestimmung der Völker? Vor der alten Diplomatie fürchte ich mich nicht, aber dieser Herr von Bismarck ist ein neuer, ein ganz neuer Mann und wird, wie ich gewiß bin, der Welt noch viel Ueberraschung bereiten und viele Rätsel aufgeben."

Der Baron schüttelte ungläubig den Kopf.

Der König fuhr schnell fort:

„Deshalb, mein lieber Herr von Blomstedt, ist es besonders wichtig, vollkommen klar darüber zu sein, ob die aufrührerischen Lockungen, welche von Deutschland her nach unseren Herzogtümern herüberklingen, hier Gehör und Erfolg finden."

„Nein, Majestät, nein," rief der Baron, „in Holstein mag das vielleicht hier oder dort möglich sein, in Schleswig nicht, das ganze Volk ist Eurer Majestät, seinem Herzog, treu ergeben."

„Seien wir nicht zu vertrauensvoll," sagte der König, den Baron mit einem Wink der Hand unterbrechend, „das

Jahr 1848 hat uns gelehrt, daß solches Vertrauen täuschen kann. Ihrer Diskretion kann ich mitteilen, daß nach den Berichten meiner Polizei eine stille Bewegung das Land durchzieht, man hütet sich noch, offen hervorzutreten, aber überall sind heimliche Vereine gebildet, die Leiter derselben stehen mit den Führern der Bewegung in Deutschland in Verbindung und alles ist bereit, um in dem Moment, den man für günstig halten wird, eine Demonstration zu machen."

„Und ich bin überzeugt," sagte der Baron, „daß Seine Majestät ebenso bereit sind, diese Demonstrationen rücksichtslos niederzuschlagen."

„Ich bin es," erwiderte der König; „aber sehen Sie wohl, mein lieber Baron, das gerade ist es, was ich vermeiden möchte, das gerade ist es, was man in Deutschland vielleicht erwartet und was dem Berliner Hof die erwünschte Gelegenheit geben könnte, entweder einem Bundesbeschluß bereitwillig zu gehorchen oder, was ich noch mehr glaube, auch ohne den Bund ein Schiedsrichteramt in Anspruch zu nehmen."

„Aber, Majestät, das wäre ein Gewaltakt, den Europa nicht dulden dürfte, nicht dulden würde!" rief der Baron.

„Ein Gewaltakt?" sagte der König. „Gewiß; aber sind denn nicht alle heute bestehenden Rechte ursprünglich Gewaltakte, sind nicht alle Verträge, auf denen unser Völkerrecht beruht, von der siegreichen Gewalt diktirt

worden? Deshalb ist Vorsicht und Klugheit geboten, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen und womöglich den immerhin zweifelhaften Schutz der fremden Mächte entbehren zu können. Der Kaiser Napoleon begreift das vollkommen, er mahnt dringend, daß wir keinen Vorwand zu einer schiedsrichterlichen Intervention geben mögen, und er scheint mir wenig geneigt zu sein, sich für uns in einen Konflikt mit dem deutschen Bunde, noch weniger aber mit Preußen bringen zu lassen."

„Aber was wäre zu thun," fragte der Baron, „um solchen Konflikt zu vermeiden, wenn Eure Majestät, was ich doch voraussetze, nicht nachgeben und nicht ohne Kampf alles verlieren wollen?"

„Man muß," sagte der König, „vor allem eine Bewegung im Volk selbst vermeiden oder, wenn sie dennoch entstehen sollte, sie durch eine stärkere Gegenbewegung unterdrücken, ohne daß die Regierung genötigt ist, zu Gewaltmitteln zu greifen. Sie sagten mir, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung in Schleswig mir und der gesamten Monarchie treu ergeben ist, und ich glaube, daß auch in Holstein gutgesinnte Elemente genug vorhanden sind, aber sie schweigen und sitzen still, während die Feinde unermüdlich wühlen. Sehen Sie, mein lieber Baron, da liegt für den Augenblick der Schwerpunkt, und der größte Dienst, den mir meine Freunde leisten könnten, bestände in diesem Augenblick darin, daß sie aus dem Volke selbst heraus eine Gegenbewegung anregen, daß sie

die aufrührerischen Elemente im Schach halten, und wenn es zu einer Demonstration kommen sollte, diese ohne Polizei und Militärgewalt selbst niederschlagen. Auf diese Weise würde vor Deutschland und ganz Europa der Beweis geliefert, daß zu einer schiedsrichterlichen Intervention keine Veranlassung vorliegt und daß man es nicht mit der Unterdrückung eines Volkes, sondern nur mit den vom Volke selbst zurückgewiesenen Intriguen einiger Unruhestifter zu thun hat. Das wäre der wesentlichste Dienst, den meine Freunde in dem Herzogtum mir leisten könnten, und da Sie sich zu meinen Freunden zählen, so habe ich Ihnen zunächst meine Gedanken aussprechen wollen."

„Und ich werde meine ganze Kraft und meinen Einfluß aufbieten, Majestät," rief der Baron, „um diesen weisen Gedanken zur That werden zu lassen. Es wird das nicht schwer halten, die treuen Freunde der Diener Eurer Majestät sind zahlreicher als Ihre Feinde, ich werde sie vereinigen und organisiren und, wie ich glaube, wird es nicht schwer sein, auch nach Holstein hin diese Organisation auszudehnen und wirksam zu machen. Freilich," fügte er hinzu, „würde das leichter, viel leichter sein, wenn es noch so stände wie in früheren Zeiten, wenn, verzeihen Eure Majestät meine Offenheit, nicht in Kopenhagen eine Partei das Ruder führte, von der der seinem Fürsten treu ergebene Adel der Herzogtümer für seine alten und wohl begründeten Rechte fast ebensoviel zu

fürchten hat als von den äußeren Feinden; wenn es möglich wäre, daß Eure Majestät so weit wenigstens der in Kopenhagen übermächtigen Strömung gebieten würde, daß ein oder zwei Mitglieder des Adels der Herzogtümer in die Regierung einträten — wir würden zu Kompromissen bereit sein und keine gewaltsame Aenderung verlangen — dann, Majestät, glaube ich überzeugt zu sein, daß die Gegenbewegung, die ich mit Ihnen für notwendig anerkenne, mit gewaltiger, siegreicher Macht jede aufrührerische Bewegung im Lande niederhalte und die ganze Bevölkerung der Herzogtümer mit ganz verschwindenden Ausnahmen Eurer Majestät zu kräftigstem Widerstand zuführen würde."

„Mein lieber Herr Baron," sagte der König seufzend, „es war wohl eine schönere und bessere Zeit, als der Adel meiner Herzogtümer noch auf den Stufen meines Thrones stand, aber mit Gewalt kann man jene Zeit nicht zurückführen, mit Gewalt kann man ein rollendes Rad nicht aufhalten, aber wenn Sie und Ihre Standesgenossen kräftig eingreifen in das öffentliche Leben, wenn Sie in dieser ernsten, kriegerischen Zeit sich schützend vor den Thron stellen und den Erfolg aufweisen können, den die herrschende Partei nicht zu erringen vermag, dann werden Sie ein Recht erlangen, einen maßgebenden und entscheidenden Platz in der Regierung wieder einzunehmen; wenn Sie durch die That beweisen, daß Sie der verhaßten fremden Anmaßung ohne Rücksicht fest entgegentreten, dann wird auch das dänische Volk selbst sich Ihnen

in dankbarer Neigung zuwenden, folgt doch der Volksneigung immer der Erfolg, wie der Erfolg der That folgt. Rüsten Sie sich zur That, erringen Sie den Erfolg, und ich bin gewiß, das dänische Volk selbst wird den Platz in der Regierung, den Sie sich haben entreißen lassen, selbst für Sie wieder verlangen, und ich, des dürfen Sie gewiß sein, werde den Adel meiner Herzogtümer mit Freuden wieder an den Stufen meines Thrones begrüßen!"

„Eure Majestät sollen uns bei der That sehen," rief der Baron; „morgen schon soll das Werk beginnen, morgen will ich mit meinen Freunden sprechen und Sie alle zu unermüdlicher Regsamkeit anspornen."

„Ich wußte es," sagte der König, dem Baron die Hand reichend, „daß ich bei Ihnen vor allem Verständnis und freudige Bereitwilligkeit finden würde; jeder muß beginnen in seinem Kreise, im Kreise seiner Freunde und seiner Familie," fuhr er, den Baron scharf fixirend, fort, „auch in den besten und treuest gesinnten Familien keimt zuweilen die böse Saat, die jungen Leute bringen von den deutschen Universitäten die falschen Lehren mit nach Hause, die sie mit der leichten Empfänglichkeit der Jugend in sich aufgenommen haben, und so findet denn ein revolutionärer Ausbruch Halt und Unterstützung auch in den Kreisen, von denen man das am wenigsten erwarten sollte. Deshalb thut es vor allem not, daß ein jeder in seinem eigenen nächsten Kreise Umschau halte und mit

Entschiedenheit die Saat des Unkrauts ausreiße, die dort etwa aufgegangen sein möchte.“

Der Baron war bleich geworden bei den letzten Worten des Königs.

Er schwieg einen Augenblick; dann rief er mit fester, voller Stimme:

„Ja, es ist so, Eure Majestät haben recht, habe ich doch selbst an meinem eigenen Sohn die Spuren des verderblichen Einflusses der deutschen Professorenweisheit wahrgenommen; ich fürchte, daß sein Geist schwankend am Scheidewege steht, aber ebenso bin ich auch gewiß, daß die Tradition seines Blutes ihn auf den rechten Weg führen wird.“

„Nun,“ sagte der König mit liebenswürdigster Freundlichkeit, „bei Ihrem Sohn, Herr Baron, hat das nichts zu sagen, auch die gesundeste Natur kann zuweilen von einem Fieberanfall ergriffen werden, aber sie schüttelt ihn dann schnell wieder ab, namentlich wenn ein so vortrefflicher Arzt wie Sie ihr zu Hilfe kommt; doch sehen Sie aus diesen Ihnen so naheliegenden Beispielen, wie nötig die Wachsamkeit und Thätigkeit auch in den Kreisen ist, welche man für ganz sicher und zuverlässig halten sollte, schweigende Zurückhaltung bessert das Uebel nicht, sobald die Treuen und Festen mit Gewalt öffentlich hervortreten, werden sie die Schwankenden mit sich ziehen und die bereits Verlorenen ausscheiden. Gehen Sie also ans Werk, immerhin werden wir Klarheit gewinnen, und

vergessen Sie nicht, daß das Staatsruder vor allem der Hand gehorcht, die es mit kühner Entschlossenheit ergreift und in der Brandung festzuhalten versteht."

Der Kammerdiener öffnete die Thür des Kabinets.

„Ah," sagte der König, „unser Diner ist servirt. Ich habe Ihnen gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, jetzt kein Wort weiter von dieser leidigen Politik. Wie ist es denn," fragte er, indem er seine Hand wieder auf den Arm des Barons legte, „man hat mir, wenn ich mich recht erinnere, vor einiger Zeit davon gesprochen, daß Sie Ihr Haus mit der vortrefflichen Familie Stören enger verbinden würden? Das würde mich herzlich freuen — ich nehme an allem, was Sie betrifft, aufrichtig Anteil — Sie wissen auch, wie hoch ich den Säbel Ihres Freundes Stören geschätzt habe, und ich glaube, daß die schöne Gräfin Mathilde es am besten verstehen würde, die graue Professorenweisheit aus dem Herzen Ihres Sohnes zu vertreiben und ihn mit ihrer zarten Hand auf den rechten Weg zu führen."

„Majestät," antwortete der Baron befangen und zögernd, „eine solche Verbindung war schon seit lange mein und meines Freundes Stören innigster Wunsch, sie würde mich glücklich machen und auch die Gräfin, doch weiß ich noch nicht, ob die beiden jungen Leute —"

„Ah so," fiel der König lachend ein, „sie sind noch im Studium des Schmachtens und Sehnens, da kommt es wohl darauf an, daß der glimmende Funke etwas

angeblasen wird, um ihn zur hellen Flamme auflodern zu lassen, denn sie können doch beide kaum Besseres finden und verlangen. Mathilde Stören ist die schönste und liebenswürdigste Dame im ganzen Lande, und Ihr Sohn — ich muß Ihnen ein Kompliment machen — hat sich vortrefflich entwickelt. Nun, wir wollen sehen, vielleicht kann ich da helfen."

Der Baron erschrak, aber ehe er eine Antwort fand, war bereits der Hofmarschall von Loewenskjold auf der Schwelle erschienen.

„Zu Tisch also, zu Tisch," sagte der König, „wir dürfen die Damen nicht warten lassen!"

Der Hofmarschall schritt voran und leicht auf den Arm des Barons gestützt, folgte ihm der König mit den ihm eigentümlichen, etwas schwerfälligen Schritten.

Vierzehntes Kapitel.

Der König blieb, als er in den Salon zurückgekehrt war, ein wenig zögernd vor den Damen stehen, es schien ihm, als wäre er unschlüssig, ob er seine Gemahlin oder die Gräfin Stören zur Tafel führen solle, aber die Gräfin Danner trat, indem sie, nur von ihm bemerkt, ein leichtes verneinendes Zeichen machte, weit zurück und streckte ihre Hand dem Baron entgegen, so daß dieser gezwungen war, an ihre Seite zu treten.

Der König bot nun der Gräfin Stören seinen Arm und schritt mit ihr in den kleinen Speisesaal des Schlosses.

Die Gräfin führte den Baron, ihre Hand fester auf dessen Arm stützend, so daß er zur linken Seite des Königs zu stehen kam; dann eilte sie schnell um die Tafel herum und wählte ihren Platz zur Rechten des Hofmarschalls von Loewenskjold, der dem Könige, der Etikette gemäß, gegenübersaß, indem sie zugleich Agnes einen Wink gab, sich ebenfalls zur rechten Seite des Hofmarschalls zu setzen.

Der König schien einen Augenblick über dies Arrangement, das die Gräfin Danner mit so schneller Sicherheit ausführte, betroffen, einen Augenblick drückte sich in seinem Gesicht eine leichte Verstimmung aus, aber als er dem Blick seiner Gemahlin begegnete, klärten sich seine Züge wieder auf und durch ein leichtes Kopfnicken gab er seine Zustimmung zu erkennen.

Er schien außerordentlich heiter, die ernsten Regierungssorgen, über welche er sich eben noch mit dem Baron von Blomstedt unterhalten hatte, übten keinen Einfluß auf die vortreffliche Laune, welche er heute fast immer bei der Tafel zeigte. Er war von der verbindlichsten Liebenswürdigkeit für alle seine Gäste, hatte für jeden eine freundliche und artige Bemerkung und wußte auch jedem Gelegenheit zu geben, seinerseits an der meist allgemeinen, an der kleinen Tafel geführten Konversation teilzunehmen. Kein Wort von Politik kam über seine Lippen; er lenkte das Gespräch auf seinen Lieblingsgegenstand, den er in eingehendem Studium verfolgte, die nordischen Altertümer, wie man sie in dem sogenannten Riesenbecken Skandinaviens findet, er stellte den Satz auf, daß in der vorhistorischen Zeit das Menschengeschlecht in dem geistigen und sittlichen Gehalt seines Lebens auf einer weit höheren Stufe gestanden habe, als die heutige Welt und namentlich die Gelehrten in ihrer engherzigen Selbstüberhebung es zugestehen wollten, da man bei einigem Eindringen in das Verständnis der Altertümer stets finde, daß selbst die

primitivsten Denkmäler grauer Vorzeit die Sprache einer bedeutungsvollen Symbolik redeten.

Er sprach über alle diese Dinge mit so viel Lebhaftigkeit, so viel eingehender Kenntnis; er führte Beispiele an und erzählte von neuen merkwürdigen Funden, ließ auch von seinem Kammerdiener aus seinem Kabinet einige alte Schmuckgegenstände, die man vor kurzem aufgefunden, herbeibringen und die Runde um die Tafel machen, daß die Unterhaltung immer belebter und ungezwungener wurde — ohne den königlichen Glanz der Tafel und die Hoflivreen der Lakaien hätte man zuweilen glauben können, daß eine Gesellschaft von guten Freunden sich um den Tisch eines Gelehrten versammelt habe, um die interessantesten Fragen der Archäologie und Ethnologie zu erörtern.

Aller Zwang verschwand, jeder sprach, vom König angeregt, frei seine Gedanken aus und Friedrich besonders, dem das vom König mit Vorliebe kultivirte Gebiet ebenfalls sehr geläufig war, zeigte so viel Sachkenntnis und so viel Verständnis für die aufgeworfenen Fragen, daß der König, ihm mehrfach freundlich zunickend, seinen Worten lebhaft beistimmte.

Die Gräfin Danner hielt sich außerordentlich zurück, selbst wenn der König sich unmittelbar an sie wendete, wußte sie stets durch eine geschickte und ganz absichtslos erscheinende Wendung der Gräfin Stören das Wort zuzuwenden, so daß diese neben dem König immer den Mittelpunkt der Konversation bildete.

Die Stimmung wurde immer heiterer und behaglicher. Jeder aus der Gesellschaft schien alles, was ihn sonst beschäftigte, zu vergessen über den vielen neuen und inhaltsvollen Gedanken, welche der König anregte und welche, obgleich sie sich immer um den einen Lieblingsgegenstand seines Studiums bewegten, doch fast alle Gebiete des menschlichen Lebens und Wissens umfaßten.

Mathilde blickte verwundert zu Friedrich auf, den sie noch niemals in großer Gesellschaft so lebhaft gesehen hatte, und wenn der König irgend einer seiner Bemerkungen Beifall spendete, wenn er ihn scherzend seinen Kollegen nannte und anerkennende Verwunderung über seine Kenntnisse und sein Verständnis aussprach, so leuchtete wohl freudiger Stolz in ihren Augen auf und ein glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Nur der Baron zeigte während der ganzen Tafel eine gewisse Befangenheit und blickte zuweilen in ängstlicher Unruhe auf, wenn eine augenblickliche Pause in dem Gespräch eintrat.

Endlich war man bis zum Dessert gekommen, die Unterhaltung hatte sich unter verschiedenen und oft ziemlich weiten Abschweifungen immer auf demselben Gebiete bewegt.

Schon hatte Herr von Loewenskjold seine Serviette zusammengelegt und wartete des Winkes, die Tafel aufzuheben, um den Lakaien das Zeichen zum Zurückziehen der Stühle und zum Oeffnen der Thüre zu geben.

Der Baron atmete leichter auf; er schien, während

seine Hand, vor Ungeduld zitternd, mit dem goldenen Dessertmesser spielte, die Sekunden zu zählen.

Da lehnte sich der König wie nachdenkend zurück. Langsam schlürfte er sein Glas alten Portweins, während sein auffallend stark gerötetes Gesicht einen fast schalkhaften Ausdruck zeigte, als ob ein heiterer, neckischer Gedanke ihn beschäftigte.

„Ich habe,“ sagte er dann, indem er die Hand mit dem halb gefüllten Glase auf den Tisch stützte, „vielfach Zweifel an meinen Gedanken gefunden, daß das Menschengeschlecht trotz seiner sozusagen mechanischen Entwicklung in dem eigentlichen Inhalt seines Lebens seit dem Altertum wenig Fortschritte gemacht habe, und vielleicht würde mein Satz noch stärkerem Widerspruch begegnet sein, wenn man mich immer nur für den einfachen Gelehrten angesehen und vergessen hätte, daß mir des Schicksals Gunst oder Ungunst eine Krone auf das Haupt gesetzt hat; eins aber ist unbestreitbar, daß nämlich der Kultus der Schönheit und die Verehrung der Frauen, welche die Priesterinnen der Schönheit in unserem irdischen Leben sind, so lange besteht, wie das Menschengeschlecht selbst, und daß die älteste wie die neueste Kunst immer in der Verherrlichung der Liebe ihre schönste Aufgabe findet; wer so viel Verständnis für die Kunstgeschichte unseres vaterländischen Altertums hat wie unser junger Freund Blomstedt, der kann auch, davon bin ich überzeugt, seinen Blick nicht verschließen vor der Schönheit, die ihm heute entgegenstrahlt,

und sein Herz nicht absperren gegen die Liebe, welche ihm aus schönen Augen winkt. Ich verstehe mich," fuhr er schmunzelnd fort, während der Baron entsetzt umherblickte und Friedrich verwundert zuhörte, als ob er vergebens den Schlüssel zu des Königs Worten suchte, „ich verstehe mich ein wenig auf die Augensprache und bin zu dem Schluß gekommen, daß hier unter uns zwei junge Herzen schlagen, welche die Verbindung zwischen den beiden mir so werten Häusern von Stören und Blomstedt noch enger und inniger zu gestalten sich sehnen. Schlagen Sie die Augen nicht nieder, Gräfin Mathilde," fuhr er immer heiterer fort, „solche Wünsche haben meinen vollen Beifall und ich trinke auf die baldige Erfüllung derselben!"

Mathilde hatte in der That nach einem schnellen, schüchtern fragenden Aufblick zu Friedrich hin hoch erglühend die Augen niedergeschlagen und das Haupt auf die Brust gesenkt.

Der Baron blickte ängstlich fragend auf seinen Sohn, während die Gräfin Danner, dem Beispiel des Königs folgend, ihr Glas mit den Lippen berührte, indem sie sich gegen die Gräfin Stören verneigte.

Friedrich war bei den letzten Worten des Königs, welche kein Mißverständnis mehr zuließen, totenbleich geworden; seine Lippen bebten, drohend flammten seine Augen. Er blickte zu seinem Vater hinüber, der Gedanke durchzuckte ihn, daß auch dies ein abgemachtes Spiel sei, daß der Baron den König getäuscht habe, um durch dessen

Autorität seinen Willen durchzusetzen, und wilder Zorn loderte bei diesen Gedanken in ihm auf. Zugleich aber war ihm, trotz der Erregung, in welcher seine Gedanken und Empfindungen durcheinanderwogten, völlig klar, daß er zu den Worten des Königs nicht schweigen dürfe, wenn er nicht für immer seine Freiheit dahingeben wolle und daß er später nur durch einen ungeheuren Eclat seine stillschweigende Zustimmung zurückziehen könne.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung," rief er heftig, mit rauher Stimme und lauter, als es der Gewohnheit des Hofes entsprach, so daß der Hofmarschall von Loewenskjold ängstlich zusammenzuckte, „ich bitte um Verzeihung, Majestät, aber der Wunsch, den Allerhöchstdieselben bei mir voraussetzen und dem Sie so gnädig Ihre Zustimmung gewähren, existirt bei mir nicht — ich verehre und bewundere die Schönheit, wo ich ihr begegne und wie sie es verdient, aber mit dieser Verehrung verbindet sich nicht die Liebe, nicht der eigensüchtige, vermessene Wunsch des Besitzes. Es wäre vermessen von mir, auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß die Gräfin Mathilde nicht ebenso denken sollte wie ich."

Mathilde hatte sich aufgerichtet, aus ihren Augen sprühten Blitze.

Mit bleichem Gesicht und einer vor Zorn fast erstickten Stimme sagte sie:

„Nein, bei Gott, Majestät, ich denke nicht anders als der Baron von Blomstedt — ein Wunsch, ja nur ein

Gedanke, wie ihn Eure Majestät bei mir voraussetzen, liegt mir ebenso fern wie ihm!"

Die ganze Gesellschaft saß in starrem Entsetzen da.

Der Baron senkte traurig das Haupt; er begriff, daß dieser Schlag alle seine Pläne vernichtete, nach diesem Eclat, der unmöglich geheim bleiben konnte, da der Haushofmeister und die Lakaien die Tafel umstanden, war jede Ausgleichung unmöglich.

Der König blickte zuerst ganz starr auf Friedrich und Mathilde — eine so schroffe Zurückweisung seiner Voraussetzung, die er doch für begründet hatte halten müssen, eine so rücksichtslose Ablehnung seines Wunsches vermochte er kaum zu fassen.

Dann aber färbte sich sein Gesicht dunkelrot; er fuhr mit der Hand einen Augenblick in seine Krawatte, als ob er sich mehr Luft schaffen wollte, und erhob sich darauf schnell, hastig seinen Stuhl zurückstoßend.

Er bot der Gräfin den Arm und führte sie in den Salon zurück.

„Es scheint," sagte er, heftig die Worte hervorstoßend, „daß die Freundschaft der Eltern nicht auf die Kinder übergegangen ist. Die beiden jungen Leute waren ja so aufgeregt, als ob von ihrem Todesurteil die Rede gewesen wäre."

„Sie waren nicht vorbereitet, Majestät," erwiderte die Gräfin; „eine so zarte Angelegenheit öffentlich behandelt zu sehen — die Ueberraschung —"

„Nun, die Ueberraschung,“ fiel der König ein, „schien ihnen eben nicht angenehm zu sein, und ich finde, sie hätten wohl ein wenig mehr Rücksicht auf mich nehmen können.“

Die Gräfin Danner war mit dem Baron gefolgt.

„Welch ein unangenehmer Zwischenfall!“ sagte sie; „der König meinte es so gut, er glaubte, die Verbindung sei ihren Familien und auch den Beteiligten erwünscht, der König sprach noch kürzlich mit mir davon und war ganz glücklich über dies Arrangement.“

„Hätte ich nur Seiner Majestät ein Wort sagen können,“ erwiderte der Baron schmerzvoll, „jetzt ist wohl kaum in der Sache noch etwas anderes zu thun, als dafür zu sorgen, daß sie im Interesse aller Beteiligten in tiefes Geheimnis gehüllt bleibe. Ich bitte Sie inständigst, Frau Gräfin, bei Seiner Majestät dahin zu wirken, daß von allen Zeugen dieses peinlichen Vorfalls das unbedingteste Stillschweigen beobachtet werde.“

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte die Gräfin; „kein Wort soll davon verlauten, ich werde auch dafür sorgen, daß die Dienerschaft schweigt. Ich bedaure aufrichtig, daß der bisher so heitere Tag mit einem solchen Mißklang endet, und wenn ich irgend etwas dazu thun kann, diese unglückliche Sache wieder in einen rechten Weg zurückzuführen, so zählen Sie auf mich!“

„Ich wüßte kaum, was da noch zu thun sein könnte,“ erwiderte der Baron, „und doch,“ sagte er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „ich nehme Ihr Anerbieten

an; vielleicht werde ich mich bald an Sie wenden, vielleicht gilt es nur ein Hindernis zu beseitigen, nach dessen Entfernung sich dennoch alles nach meinem und des Königs Wunsche fügen könnte.“

„Ich erwarte Ihre Bitte, um sie zu erfüllen,“ sagte die Gräfin, indem sie den Arm des Barons losließ und an die Seite des Königs trat.

Der Kaffee wurde schnell unter peinlichem Stillschweigen servirt, das nur durch die gleichgiltige Konversation unterbrochen wurde, in welcher die Gräfin Danner den König von einer Aeußerung der heftigen Erregung zurückzuhalten suchte, welche noch in seinen zuckenden Gesichtszügen sichtbar war.

Kaum hatte der König seine Tasse geleert, als er dem Herrn von Loewenskjold einen Wink gab, die Thüre öffnen zu lassen.

Er reichte der Gräfin Danner den Arm und zog sich, nur durch eine kurze Neigung des Hauptes grüßend, ohne ein weiteres Wort des Abschiedes in seine Gemächer zurück.

Als die Thüre sich hinter dem Könige geschlossen hatte, trat die Gräfin Stören zu dem Hofmarschall und sagte:

„Ich muß Sie bitten, Herr von Loewenskjold, mir einen Wagen zur Bahnstation zu geben, meine Anwesenheit in Kopenhagen ist unmittelbar notwendig, und ich möchte den Baron von Blomstedt nicht derangiren.“

Herr von Loewenskjold verneigte sich und winkte einen Lakaien heran, dem er seine Befehle gab.

Der Baron trat heran.

„Ich bedaure unendlich, meine teuerste Gräfin," sagte er, „alles, was hier geschehen ist, aber Sie müssen anerkennen, daß ich schuldlos darin bin."

„Gewiß, mein lieber Freund," sagte die Gräfin, ihm die Hand reichend, „Sie haben sich getäuscht wie ich, und vielleicht war ich schuld daran; doch nach dem, was geschehen ist, begreifen Sie, daß der Aufenthalt in Ihrem Hause für mich und meine Tochter weder angenehm noch passend ist. Haben Sie die Güte, mir mein Gepäck mit meiner Kammerjungfer nach Kopenhagen zu schicken!"

Axel trat zu Agnes heran, welche, bleich, mit thränenden Augen, sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Lebe wohl, Agnes," sagte er, ihre Hand an seine Lippen führend, „auf unsere Liebe kann dies alles keinen Einfluß haben; ich hoffe, daß wir bald für immer vereinigt werden mögen, vielleicht erlaubt Dein Vater, daß Du meine Mutter besuchst, damit wir uns manchmal sehen."

Agnes neigte den Kopf, während die Thränen, die sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte, über ihre Wangen herabrannen.

Mathilde hatte am Fenster gestanden und mit ihren blitzenden Augen, in denen ebenfalls Thränen schimmerten, über den Wasserspiegel nach den blätterlosen Baumkronen hingeblickt, auch ihr Lebensfrühling war ja plötzlich und ohne Uebergang zum dürren und entlaubten Herbst geworden.

Sie trat rasch zu ihrer Mutter heran und flüsterte ihr mit zitternder Stimme einige Worte zu.

Die Gräfin nickte.

„Gehst Du mit uns, Axel?“ fragte sie ihren Sohn.

„Gewiß, Mama,“ erwiderte Axel.

Dann drückte er dem Baron stumm die Hand und folgte den Damen, welche schnell hinausgingen.

Der Baron verabschiedete sich von dem Hofmarschall, dem Kammerherrn von Rumohr und Fräulein von Lützen und reichte seiner Tochter den Arm.

Friedrich, der die ganze Zeit über finster in Gedanken versunken dagestanden hatte, folgte ihm.

Eiskalt erwiderte der Hofmarschall seinen Abschiedsgruß.

Die Wagen waren vorgefahren.

Der Baron hob Agnes in die Kalesche und stieg nach ihr ein.

Er befahl dem Jäger, den Schlag zu schließen, und sagte kurz:

„Es ist besser, daß der andere Wagen nicht leer fährt.“

Friedrich stieg in den Halbwagen.

Die frühe Dunkelheit sank während der Rückfahrt herab, und als er nach Hause zurückkam, erfuhr er, daß der Baron und Agnes, welche kurz vor ihm angekommen waren, sich schon zurückgezogen hätten und den Thee in ihren Zimmern nehmen würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Friedrich erwachte erst spät am nächsten Morgen. Die mächtige Erschütterung des vergangenen Tages, welche ihn am Abend noch lange wach gehalten hatte, um die Gedanken, welche in ihm arbeiteten, zu ordnen, spannten endlich seine Körperkräfte so ab, daß seine erschöpfte Natur mit der natürlichen Elastizität der Jugend in einem tiefen, langen Schlaf Erholung suchte.

Die Erinnerung an die Scene, welche gestern an der Tafel des Königs stattfand, war ihm schmerzlich und peinlich. Wenn er auch noch von Bitterkeit und Verachtung gegen Mathilde erfüllt war, welche nach seiner Meinung ein Spiel eigensüchtiger Koketterie mit ihm gespielt hatte, so bedauerte er doch aufrichtig, seinen Vater und die Gräfin verletzt und vor allem auch Agnes und Axel gekränkt zu haben. Aber er hätte ja nicht anders handeln können, und würde er zu den Worten des Königs geschwiegen haben, so wäre das einer Proklamirung seiner Verlobung mit Mathilde gleichgekommen und jedes spätere

Zurückziehen wäre dann um so auffallender und verletzender gewesen.

Am wenigsten bedauerte er bei dem ganzen Vorfall den Unwillen des Königs; diesem gegenüber hatte er ja nur von dem zweifellosesten Rechte der menschlichen Freiheit Gebrauch gemacht, und wenn infolge der königlichen Ungnade die mündliche Ernennung zum Kammerherrn keine Bethätigung finden sollte, so war ihm das nur erwünscht, da eine solche Beziehung zu dem Hof in Kopenhagen für ihn nur ein unerwünschter und lästiger Zwang gewesen wäre; aber Klarheit mußte er um jeden Preis für sich und die Seinigen schaffen, das war er ebensowohl sich selbst als auch seinem Vater und seiner Schwester schuldig. Eine scharfe Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Baron, den er fürchten mußte, schien ihm weniger schmerzlich, vor allem aber seiner selbst würdiger, als die dunkle Ungewißheit eines gegenseitigen Versteckspielens, welches er als eine Feigheit seinerseits und als eine Verletzung der Pflichten gegen seinen Vater, der ihm bei all seiner strengen und kalten Zurückhaltung doch stets Achtung und offenen Freimut bewiesen hatte, empfand. Er beschloß also, um völlige Klarheit über seine Lage und seine Zukunft zu gewinnen, sich mit der eigenen Selbstachtung die Achtung seines Vaters zu erhalten, welche ja nach allem auch wieder die einzig mögliche Grundlage einer späteren Versöhnung und Verständigung werden könnte, sogleich mit dem Baron zu sprechen und demselben ohne Rückhalt seine Liebe zu

Metha zu bekennen und zugleich den festen Entschluß auszusprechen, um dieser Liebe willen allen Vorurteilen der Welt zu trotzen.

Als er, wenn auch mit bangem, klopfendem Herzen, seinen Vater aufsuchte, erfuhr er, daß der Baron früh schon ausgeritten sei.

Er empfand bei dieser Nachricht jene schmerzliche Enttäuschung, welche jedes Hindernis in der Ausführung eines heimlichen Entschlusses stets hervorruft, und suchte dafür das allezeit sicherste Gegenmittel in einer thätigen Beschäftigung, welche durch Ablenkung der Gedanken nach außen den Geist klarer und freier macht.

Er ging in die Wirtschaft hinaus.

Bei dem Anblick der dort überall herrschenden freudigen Arbeitsthätigkeit überschlich ihn ein wehmütiges Gefühl des Bedauerns, daß er von der ruhigen, nützlichen und fruchtbaren Thätigkeit, welche das Leben so vieler Menschen freudig ausfüllt, so verhängnisvoll abgelenkt sei.

Unwillkürlich trat ihm dabei Mathildens Bild vor die Augen, welche vor wenigen Tagen noch neben ihm gestanden und mit so viel Interesse an wirtschaftlichen Plänen und Arbeiten teilgenommen hatte.

Wenn er auch in zorniger Aufwallung dies anmutige Bild zu verscheuchen suchte, so konnte er doch einen leisen Seufzer nicht zurückhalten bei dem Gedanken, wie schön und freundlich sich sein Leben hätte gestalten können, wenn eben alles anders gewesen wäre.

Der Baron von Blomstedt war früh schon aufgestanden, obgleich er einen großen Teil der Nacht schlaflos zugebracht hatte; auch er hatte sich wie sein Sohn nicht früher hingelegt, als bis er den peinlichen Ereignissen gegenüber einen festen Entschluß gefaßt hatte. So sehr auch der unangenehme Vorfall an der königlichen Tafel in Glücksburg seine Pläne und Wünsche für immer zu durchkreuzen schien, so gab er dieselben dennoch nicht auf, da er während seines ganzen Lebens gewöhnt war, alle Hindernisse und Schwierigkeiten vor seinem energischen Willen verschwinden zu sehen.

Er beschloß, vor allem das unmittelbare Hindernis, welches seinem Wunsch entgegengetreten war, um jeden Preis zu beseitigen, und er vertraute dann der Zeit und seiner eigenen Geschicklichkeit, die Dinge dennoch so zu wenden und zu führen, wie er es wünschte.

In diesem Sinn schrieb er auch ein Billet an die Gräfin Stören, in welchem er sie dringend bat, sich nicht von dem Unwillen über den allerdings so äußerst widerwärtigen Vorfall zu vollständigem Aufgeben der für ihre beiden Häuser so wichtigen Pläne bestimmen zu lassen, welche mehr bedeuten, als die launenhafte Aufwallung zweier heftigen und leidenschaftlichen jungen Leute, die vielleicht nur durch die Ueberraschung verhindert worden waren, sich zu einander zu finden.

Er bat dringend, abzuwarten und der Zeit ihr Recht zu lassen, und versicherte, daß er seinerseits alles thun

werde, um die Sache wieder in das richtige Geleis zu bringen.

Er sendete diesen Brief der Gräfin durch ihre Kammerfrau, welche mit dem Gepäck der Damen zu dem ersten Morgenzuge nach der Station kam. Er sprach völlig ruhig und gleichgiltig davon, daß die Gräfin durch eine plötzlich erhaltene Familiennachricht zur unmittelbaren Rückkehr nach Kopenhagen gezwungen worden sei, und sowohl die Kammerfrau als die Domestiken des Schlosses suchten bei der unbefangenen Sicherheit des Barons keinen andern Grund für die so unerwartete Abreise.

Der Baron war dann, kurz bevor Axel kam, um ihn aufzusuchen, zu Pferde gestiegen und ohne Begleitung vom Hofe fortgeritten, was auch niemand auffiel, da er in der letzten Zeit durch den Besuch verhindert war, sich um die Leitung seiner Wirtschaft zu kümmern. Er war auch in der That auf die Felder hinausgeritten und hatte sich dort eingehend von dem Fortschritt verschiedener Arbeiten überzeugt, für die er sich besonders interessirte; dann aber hatte er den Weg nach dem Forst hin eingeschlagen und war, die Landstraße vermeidend, auf Waldwegen nach dem Hause der Frau Hansen geritten.

Diese hatte ihn von ihrem Fenster aus gesehen, als er sein Pferd an einen der alten Bäume band und an dem Garten vorbei der Thüre zuschritt.

Ein höhnisches, triumphirendes Lächeln flog über ihre Lippen, als sie den Baron kommen sah.

Einen Augenblick schien sie unschlüssig, ob sie ihm ihre Thüre öffnen lassen solle; dann aber befahl sie Metha, welche ihre Mutter traurig fragend ansah, auf ihr Zimmer zu gehen, und rief der alten Barbara, die auf dem Flur beschäftigt war, zu, dem Baron zu öffnen und ihn einzuführen.

„Der Streich hat getroffen," flüsterte sie vor sich hin, „ich will sehen, wie die Wunde blutet, die meine rächende Hand seinem Stolz geschlagen!"

Sie zog ihr schwarzes Spitzentuch wieder über ihr Gesicht zusammen, so daß kaum die höhnisch funkelnden Augen sichtbar blieben; dann erwartete sie ihn, hoch aufgerichtet, am Fenster stehend, während die alte Barbara die Thür öffnete und im nächsten Augenblick den Baron eintreten ließ.

„Ich habe weder geglaubt noch gewünscht," sagte sie kalt, ohne die kurze Verbeugung des Barons zu erwidern, „Sie nach unserer letzten Unterredung noch einmal in meinem Hause zu sehen."

„Und ich," erwiderte der Baron, „wäre wahrlich nicht zu Ihnen gekommen, Madame, wenn die Veranlassung, die ich nach unserer letzten Unterredung für geordnet hielt, mich nicht durch eine unerwartete Wendung zu einem nochmaligen nachdrücklichen Eingreifen gezwungen hätte, durch eine Wendung, Madame," fügte er, hochmütig drohend, hinzu, „welche mich fast voraussetzen läßt, daß Sie Ihr Versprechen, dem ich vertraute, nicht erfüllt haben."

„Und warum?“ fragte Frau Hansen mit bitterem Hohnlachen. „Ich bin nicht so erfahren in der Täuschung des Vertrauens und in dem Bruch gegebener Versprechungen als der Baron von Blomstedt, deswegen muß ich um eine Erklärung bitten, was Sie zu Ihrer Voraussetzung veranlaßt.“

„Es ist das Recht der Frauen,“ erwiderte der Baron erbleichend, „ungestraft beleidigen zu dürfen; ich bin nicht gekommen, um mit Worten zu spielen, sondern um diesmal ein Ende zu machen, das dann jede künftige Wiederholung meiner Besuche ausschließt.“

„Nun also?“ fragte Frau Hansen in demselben Ton spöttischer Ueberlegenheit, der den Baron immer mehr reizte.

„Sie haben mir versprochen, Madame,“ sagte er rauh und befehlend, „die Besuche meines Sohnes in Ihrem Hause nicht mehr zu dulden. Sie hatten mir Ihr Wort gegeben, daß niemals von einer Verbindung irgend welcher Art zwischen ihm und Ihrer Tochter die Rede sein kann — nun, Madame, ich muß voraussetzen, daß Sie dieses Versprechen nicht gehalten haben — ich weiß es, denn meine Jäger haben es gesehen, daß mein Sohn während der Jagd in Ihrem Hause war, und er hat sich darauf in schroffer Weise den Wünschen, die ich in Betreff seiner Zukunft hegte, entgegengestellt; ich muß also annehmen, daß Sie, Ihrem Versprechen entgegen, ihn von neuem an sich gezogen und seinen knabenhaften romantischen Gefühlen Hoffnungen vorgespiegelt haben, die sich nie erfüllen können.“

„Sie haben unrecht, mein Herr," sagte Frau Hansen, indem sie mit einer stolzen Handbewegung den Baron unterbrach, „Sie haben unrecht, Baron, das Gegenteil von dem, was Sie sagen, ist die Wahrheit. Ihr Sohn war hier, wie Sie durch Ihre Späher erfahren haben; mußte ich ihn denn nicht sehen, um ihm zu sagen, was ich Ihnen versprach? Nun denn, ich habe ihm die bestimmte und feierliche Versicherung gegeben, daß jede Verbindung zwischen ihm und meiner Tochter unmöglich sei."

„Und Ihre Tochter — er hat sie nicht wieder gesehen?"

„Diese Frage schon," erwiderte Frau Hansen, „ist eine Beleidigung, mein Herr, nach dem, was wir miteinander gesprochen haben."

„Und dann?" fragte der Baron, indem er sich leicht, wie entschuldigend, verneigte.

„Und dann," sagte Frau Hansen, „habe ich Ihrem Sohn ebenso bestimmt und ebenso feierlich erklärt, daß er niemals wieder mein Haus betreten dürfe."

„Ah," rief der Baron, „ist das wahr, das hätten Sie dennoch wirklich gethan!?"

„Ich habe ihm erklärt," erwiderte Frau Hansen, ohne den Ausruf des Barons zu beachten, „daß Sie, mein Herr, seine Besuche in meinem Hause verboten, daß es meiner unwürdig sei, einen Verkehr mit ihm gegen den Willen seines Vaters fortzusetzen, daß er deshalb meine Thür unabänderlich stets verschlossen finden werde."

Der Baron wich vor den flammenden Blicken, welche

unter dem schwarzen Schleier hervorschossen, wie entsetzt zurück.

„O, Madame," rief er, indem er drohend die Hand erhob, „was Sie da gethan haben, das ist teuflisch, das ist bei Gott schlimmer, als wenn Sie Ihr Wort nicht gehalten hätten. O, jetzt begreife ich seine Erbitterung, da Sie ihm gesagt haben, daß ich hier war, daß Sie auf meinen Wunsch ihm Ihr Haus verbieten mußten, jetzt stehe ich vor ihm," sagte er, zornig die Hände ballend, „wie ein Späher, wie ein feiger Intriguant, der es nicht wagt, ihm offen entgegenzutreten. Und Mathilde," fuhr er, halb zu sich selbst sprechend, fort, „muß er nicht glauben, daß auch sie davon weiß, ja, ja, ich begreife seine Erbitterung, seine Verachtung! O ja, Madame, ja," rief er mit einem furchtbar zornigen Blick voll Haß und Drohung, „Sie haben Ihr Wort gehalten, wie es der Dämon der Finsternis denen hält, die ihm vertrauen, Sie haben Gift gesät zwischen mir und meinem Sohn!"

„Nun," sagte Frau Hansen spöttisch, „wenn der Fürst der Finsternis sein Wort hält, so ist er immer noch mehr wert als die Menschen, die es brechen. Habe ich Ihr Vertrauen verlangt, haben Sie das Recht, einen Freundschaftsdienst von mir zu erwarten, ist es meine Sache, Ihre Wege vor Ihrem Sohn zu verbergen und Ihre Pläne zu befördern?"

„Nein, Madame," sagte der Baron, der schnell seine kalte Ruhe wiedergewonnen hatte, „nein, das ist Ihre

Sache nicht, aber die meine — nun denn, Sie sollen sehen, daß ich Mannes genug bin, ein Hindernis zu zerbrechen, das man tückisch meinem Willen entgegenwirft — was ich bei meinem letzten Besuch von ihnen erbat, das verlange ich heute noch einmal — Sie werden diese Gegend verlassen, ich kaufe dies Haus, ich übernehme alle Kosten Ihres Umzuges, wohin Sie sich auch wenden wollen, und ich zahle Ihnen in zwei Jahren die Summe von dreißigtausend Thalern, wenn Sie in dieser Zeit Ihre Spur vor meinem Sohn verborgen halten. Ich glaube, das ist ein anständiges Gebot," sagte er mit bitterem Lachen, „mit dem Sie zufrieden sein können; es ist Ihre Pflicht gegen Ihre Tochter, dasselbe anzunehmen."

Ein lautes Hohnlachen klang unter dem Schleier hervor.

„Wenn Sie mich kennen würden, mein Herr," sagte Frau Hansen, „so würden Sie wissen, daß ich von dem Baron von Blomstedt weder ein Geschenk noch einen Kaufpreis annehme."

„Gut denn, Madame," rief der Baron, „Sie weisen mein Anerbieten zurück, so nehmen Sie denn den Kampf auf; seien Sie überzeugt, daß ich Sie zwingen werde, diese Gegend zu verlassen, es gibt Mittel genug, Ihnen den Aufenthalt hier unmöglich zu machen, Sie sollen es empfinden, daß der Baron von Blomstedt der erste Edelmann des Landes ist und daß das ganze Volk ringsum seinem Willen gehorcht; ich wollte Sie schonen, Ihr Trotz zwingt mich, Sie zu vernichten — ich werde Ihre

Besitztitel anfechten, ich werde Ihre Vergangenheit ergründen —"

Frau Hansen trat einen Schritt vor; ihre emporgehobene Hand zuckte, als ob sie ihren Schleier zurückschlagen wolle, dann aber sagte sie kalt und ruhig:

„Ich nehme den Kampf auf und werde es erwarten, ob Ihre Waffen scharf genug sind, um mich zu treffen!"

„Sie sollen sie kennen lernen!" rief der Baron drohend. „Mit Schimpf und Schande sollen Sie dies Haus verlassen und mein Sohn selbst soll erröten, daß er jemals einen Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hat, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, und jedermann weiß, daß der Baron von Blomstedt seine ganze Kraft, ja sein Leben daran setzt, um sein Wort einzulösen. Sie haben die Waffen der höllischen Dämonen gegen mich gebraucht, ich werde Ihnen zeigen, daß auch ich sie zu führen verstehe — ich werde —"

Die Thür öffnete sich, an der alten Barbara vorbei trat eine in einen einfachen Morgenanzug von grauer Seide gekleidete Dame in das Zimmer.

Der Baron wendete sich um, in jähem Schreck prallte er zurück — er erkannte die Gräfin Danner.

Sechzehntes Kapitel.

Die Gräfin war nicht minder erstaunt über die Begegnung mit dem Baron als dieser selbst, nur war die Verwunderung, die auf ihrem Gesicht lag, frei von dem Ausdruck des Schreckens, den die Miene des Barons zeigte, der völlig fassungslos dastand, während Frau Hansen der Gräfin entgegeneilte und deren Händedruck, zwar sich tief verneigend, aber doch mit einer gewissen herzlichen Vertraulichkeit erwidernd, ohne das über ihrem Gesicht zusammengezogene Schleiertuch zu öffnen.

„Welch wunderbares Zusammentreffen!" sagte die Gräfin, über des Barons Bestürzung lächelnd; „ich hätte alles andere eher erwartet, als Sie hier zu sehen. Ich wußte nicht, daß meine Freundin, nach deren Befinden ich mich zu erkundigen komme, auch Ihnen bekannt sei und daß Sie im Verkehr mit ihr stünden; doch das freut mich herzlich, denn sie konnte ja in der einsamen Zurückgezogenheit, die sie gewählt hat, keinen bessern Schutz finden, als den Ihrigen."

„Nun, ich glaube nicht,“ sagte Frau Hansen mit hartem, höhnischem Ton, „daß der Herr Baron von Blomstedt besonders geneigt sein möchte, mir seinen Schutz zuzuwenden, wenigstens möchte ich nach der Unterredung, die eben zwischen uns stattfand, lieber anderswo den Schutz suchen, den ich vielleicht gegen ihn bedürfen möchte, wenn er die Macht hätte, seine Absichten gegen mich auszuführen.“

Die Gräfin wurde ernst.

„Es scheint,“ sagte sie, „daß ich zu keinem glücklichen Moment gekommen bin; ich bin nicht gewöhnt, mich in die Geheimnisse auch meiner besten Freundinnen neugierig einzudrängen, und wenn ich stören sollte —“

„Durchaus nicht,“ fiel Frau Hansen lebhaft ein; „ich habe hier keine Geheimnisse mit dem Herrn Baron von Blomstedt, die ich meiner hilfreichen Freundin und Beschützerin zu verbergen hätte.“

Der Baron hatte seine Fassung wiedergefunden.

„Auch ich, Frau Gräfin,“ sagte er, „habe keinen Grund, Ihnen die Veranlassung meines Besuches in diesem einsamen Hause zu verbergen, und wenn diese Dame hier unter Ihrem Schutz steht —“

„Sie ist meine Freundin,“ fiel die Gräfin mit scharfer Betonung ein, „meine beste, vielleicht auch meine einzige Freundin.“

„Und jedenfalls,“ rief Frau Hansen, ihre Hand drückend, „auch die dankbarste.“

„Nun denn,“ fuhr der Baron fort, „so darf ich mir doch vielleicht zu dieser unerwarteten Begegnung Glück wünschen und hoffen, daß dieselbe dazu beitragen möchte, die eben nicht sehr freundliche Unterredung mit Frau Hansen zu einem befriedigenden Abschluß zu führen.“

„Ich habe keine Erklärung verlangt,“ sagte die Gräfin.

„Und doch bitte ich Sie, dieselbe anzuhören,“ erwiderte der Baron, mit einem flüchtigen Blick auf Frau Hansen.

„Ich habe keinen Grund,“ sagte Frau Hansen, „die Erklärung des Herrn von Blomstedt zu scheuen.“

Sie schob der Gräfin einen Diwan hin und diese ließ sich mit einem leisen Seufzer nieder, indem ihre Miene deutlich zeigte, daß diese ganze Scene, der sie nicht mehr ausweichen konnte, ihr peinlich und unangenehm sei.

„Meine Unterredung mit Frau Hansen,“ begann der Baron, „war in der That wenig erfreulich, denn sie hatte die Erfüllung eines Wunsches, einer dringenden Bitte rücksichtslos abgeschlagen, einer Bitte, deren Begründung und Berechtigung gerade Sie, Frau Gräfin, besser als irgend ein anderer begreifen und würdigen werden.“

„Ich höre,“ sagte die Gräfin, während Frau Hansen, ihr Spitzentuch noch dichter zusammenziehend, sich auf ihren Platz am Fenster setzte.

„Sie erinnern sich, Frau Gräfin,“ fuhr der Baron fort, „der so peinlichen und für mich so ganz besonders schmerzlichen Scene, welche gestern in Glücksburg an der Tafel Seiner Majestät stattfand.“

Die Gräfin horchte hoch auf, sie schien nicht zu begreifen, wie diese Einleitung mit ihrer Freundin zusammenhängen könne.

Auch Frau Hansen, welche bisher unbeweglich dagesessen hatte, beugte sich wie lauschend vor.

Der Baron fuhr fort:

„Seine Majestät hatte die Gnade, einem Wunsche von mir, der ihm bekannt war und den er billigte, entgegenkommen zu wollen; die beklagenswerte Ablehnung, welche dies allerhöchste Entgegenkommen bei meinem Sohn und der Gräfin Mathilde Stören fand —“

„Die jungen Leute waren überrascht,“ sagte die Gräfin wie entschuldigend. „Seine Majestät glaubte, daß die Sache bereits weiter vorbereitet sei, Ihr Herr Sohn mochte fürchten, daß ihm die freie Entschließung genommen werden solle, es war ein unglücklicher Zufall, weiter nichts, ich habe das dem Könige erklärt und er sieht die ganze Sache jetzt ebenso an und bedauert nur, daß er durch seinen Irrtum Ihren Wünschen, die er fördern wollte, hinderlich gewesen ist.“

„Nein, Frau Gräfin, nein,“ sagte der Baron kopfschüttelnd, „so ist es nicht; es war nicht die Ueberraschung, nicht die Besorgnis, in seiner freien Wahl beschränkt zu werden, welche meinen Sohn dazu trieb, Seiner Majestät so schroff ablehnend zu antworten; nein, Gräfin, es war ein anderes, ein ernsteres Hindernis vorhanden, ein Hindernis, dessen Beseitigung ich hier suche. Mein Sohn

steht in nahen Beziehungen zu dieser Dame hier und ihrer Tochter, die er in romantischer Jugendverirrung zu lieben meint."

„Meta!" rief die Gräfin, „das war es —"

Sie blickte Frau Hansen fragend an.

„Es ist so," sagte diese; „der Herr Baron von Blomstedt," fügte sie bitter hinzu, „kennt und begreift freilich solche romantischen Jugendträume nicht, er versteht es nicht, wie man sie ernst nehmen möchte."

„Frau Hansen hatte mir versprochen," sprach der Baron hastig weiter, „die Besuche meines Sohnes nicht mehr zu dulden, sie hat ihm zwar ihr Haus verboten, aber sie hat ihm auch gesagt, daß dies auf meinen Wunsch geschehe. Sie werden es verstehen, Gräfin, daß er erbittert war und daß diese Erbitterung die gestrige Scene veranlaßte. Ich bin nun gekommen, um Frau Hansen nochmals zu bitten, diese Gegend zu verlassen, meinem Sohn ihre Spur zu verbergen und auf diese Weise jener Verirrung ein Ende zu machen, welche doch niemals zu irgend einem Ziel führen kann, wie Sie begreifen werden."

„Ich begreife das nicht so ganz ohne weiteres," fiel die Gräfin Danner, den Kopf emporwerfend, ein, „ich am wenigsten, da ich doch ein lebendiges Beispiel bin, daß die Schranken, welche die Welt aufgerichtet, nicht unübersteiglich seien."

„Es gibt Ausnahmeverhältnisse," erwiderte der Baron mit leichter Verlegenheit, „welche sich nicht wiederholen.

Genug, die Anwesenheit dieser Dame und ihrer Tochter hier in der unmittelbaren Nähe von Hagenberg ist das Hindernis für die Erfüllung meiner lange gehegten, wohl überlegten und von Seiner Majestät gebilligten Wünsche. Ich habe für ihre Entfernung von hier einen Preis geboten, der die Zukunft des jungen Mädchens sicher stellen soll — ich verlange, bei Gott, nichts umsonst und meine Dankbarkeit wird sich bei jeder Gelegenheit von neuem bethätigen. Nun, Frau Gräfin, kennen Sie den Zweck meines Besuches, und ich glaube hoffen zu dürfen, daß Sie meine Bitte unterstützen und diese Dame, die Sie Ihre Freundin nennen, zur Annahme meiner Vorschläge bestimmen werden."

Die Gräfin blickte traurig auf Frau Hansen, welche gesenkten Hauptes unbeweglich dasaß.

„In der That," sagte sie, „wenn es so ist, wenn die beiden jungen Leute doch keine Hoffnung für ihre Liebe haben, so scheint es mir fast besser, ein Ende zu machen. Auch der König wünscht die Verbindung des jungen Baron von Blomstedt mit der Gräfin Stören, und da wäre es denn wohl auch für die arme Meta am besten, wenn ihr hier fortginget, für einen verborgenen, sicheren Aufenthalt will ich sorgen und —"

„Es handelt sich nicht um die arme Meta," rief Frau Hansen, heftig auffahrend, „ihr Herz hat mit dieser ganzen Sache nichts zu thun, sie hat an dieser romantischen Verirrung, von welcher der Baron spricht, keinen Teil, sie

liebt den jungen Herrn von Blomstedt nicht, ihr ist er, bei Gott, ganz gleichgiltig, und wäre er es nicht, so würde er lange schon mein Haus nicht mehr betreten haben, ehe der Baron mich mit seinem Besuch beehrt hat. Ich habe," fuhr sie, schnell mit einer gebieterischen Handbewegung jede Einrede zurückweisend, fort, „ich habe dem Herrn Baron erklärt, daß niemals von einer Verbindung, ja auch nur von einer gegenseitigen Liebe zwischen seinem Sohn und meiner Tochter die Rede sein könne und sein solle, ich habe ihm versprochen, die Besuche seines Sohnes, der meine Tochter nie anders als in meiner Gegenwart gesehen, zu verbieten, und ich habe mein Wort gehalten, was also verlangt er noch mehr! Was er wünscht, werde ich nicht thun, ich werde nicht vor ihm fliehen und die Verfolgung, mit der er mir gedroht hat, verachte ich!"

„Ich aber werde," sagte der Baron, indem zurückgehaltener Grimm in seiner Stimme grollte, „für die Zukunft meines Hauses mit aller Kraft kämpfen und alle Mittel anwenden, die mir nur irgend verfügbar sind, und Sie werden mit mir überzeugt sein, Frau Gräfin, daß der König die Pflicht nicht verkennen wird, einen seiner ersten und treuesten Edelleute auch mit seiner Autorität zu unterstützen."

Die Gräfin stand auf und trat zu Frau Hansen heran. Sie legte den Arm um ihre Schulter, beugte sich zu ihr herab und sagte sanft:

„Glaube mir, Helene, wie die Sachen liegen, ist es

besser, Du gibst nach, besser für Dich und für uns alle, ich selbst bitte Dich darum. Vergiß, was Dich hat kränken können, ich riet Dir ab, an diesem Aufenthalt war nichts besonders Fesselndes, ich will Dir in der Verborgenheit ein schöneres Asyl finden."

„Und wenn ich gerade hier," rief Frau Hansen, „finden könnte, was ich seit Jahren suche, wenn ich's schon fast gefunden hätte?"

Sie ließ ihr Haupt wieder tief herabsinken und saß eine Zeit lang schweigend da, ihre Brust arbeitete in schweren Atemzügen und einzelne abgebrochene und unverständliche Worte klangen von ihren Lippen.

Endlich machte sie sich fast rauh und heftig von der Gräfin los, welche noch immer, wie beruhigend, den Arm um ihre Schulter geschlungen hatte, und sagte, während sie in den Schatten des Fensters trat, so daß ihr Gesicht vollkommen beschattet wurde:

„Gut, Frau Gräfin, Ihrer Bitte muß ich wohl gewähren, was ich weder dem unwürdigen Kaufpreis noch den Drohungen des Barons jemals zugestanden hätte; aber nicht so soll es sein, wie er es verlangt, nicht in feiger Flucht, wie eine Schuldige, will ich von hier verschwinden, ich will es vielmehr in des Barons Hand legen, durch ein einziges Wort seinen Sohn für immer von der romantischen Verirrung zu heilen, die seine Pläne durchkreuzen; aber bevor ich dieses Wort spreche, muß der Baron mich kennen, um mir zu glauben — er weiß nichts

von mir, als daß ich eine einsame, unbekannte Frau bin, die er durch Drohungen und Versprechungen glaubt nach seinem Willen zwingen zu können — sagen Sie ihm, wer ich bin, Gräfin, erzählen Sie ihm meine Geschichte, damit er mich kennen lernt, wie Sie mich kennen."

„Sie wollen es, Helene?" sagte die Gräfin zögernd.

„Ich will es, ich bitte Sie darum, erzählen Sie dem Baron meine Geschichte, wie Sie sie kennen, damit er weiß, wer ich bin, damit er weiß, daß ich mich nicht fürchte und nicht erkaufen lasse, ich will kein Geheimnis, ich habe nichts zu scheuen und nichts zu verhüllen; sprechen Sie, Frau Gräfin, ich bitte Sie darum!"

Der Baron verneigte sich gegen die Gräfin, er schien wenig neugierig auf die Lebensgeschichte dieser unbekannten Frau, doch war er entschlossen, um jeden Preis zu Ende zu kommen und seinen Zweck zu erreichen, wozu ihm der unerwartete Beistand der Gräfin neue Hoffnung gab.

Die Gräfin begann:

„Um die Geschichte meiner Freundin Helene, wie sie es von mir verlangt, zu erzählen, Herr Baron, muß ich auch auf meine eigene Vergangenheit zurückkommen. Ich scheue das nicht," sagte sie stolz, „alle Welt kennt mein Leben, und ich darf wenigstens das eine von mir sagen, daß ich besser bin, als das Bild, das meine Feinde von mir malen. Nun denn," fuhr sie fort, „ich war, wie Sie wissen, Mitglied des Ballets am Theater in Kopenhagen, mit mir auf demselben Flur wohnte eine junge Nähterin,

sie war die Tochter eines kleinen Kaufmanns, der in den Geschäften zurückgekommen und verarmt war. Ihre Eltern hatten ihr eine sorgfältige Erziehung geben lassen, sie waren dann schnell hinter einander gestorben und hatten das Mädchen als hilflose Waise zurückgelassen, sie aber war tapfer, sie suchte und fand Arbeit in einem Geschäft der Hauptstadt und lebte bescheiden, aber doch ohne Sorge von dem geringen Ertrag ihrer Nadelarbeit, sie war schön in der That und trotz des schweren Schicksals, das sie getroffen, fröhlich und von gläubiger Hoffnung, daß Gott sie in der Zukunft nicht verlassen werde. Als Zimmernachbarinnen wurden wir mit einander bekannt und bald befreundet. Eines Tages gestand sie mir errötend, daß sie liebe — ein vornehmer Herr hatte, als sie eines Tages über die Straße ging, einen schnell heranfahrenden Wagen aufgehalten, den sie nicht bemerkt hatte und der im Begriff war, sie niederzuwerfen. Die Geschichte war einfach, sie waren sich wieder begegnet, ihr junges Herz hatte sich ihm zugewendet, sie glaubte an ihn, wie sie an Gott glaubte, er hatte ihr gesagt, daß die Rücksichten auf seine Familie das Geheimnis für ihre Liebe notwendig mache. Wohl hatte er ihr nicht mit bestimmten Worten versprochen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, aber sie mußte das aus seinen Reden und Beteuerungen von ewiger Liebe schließen, ihr Herz war ja so rein und vertrauend. Es verging einige Zeit, da verließ sie ihre Wohnung, ihr Geliebter verlangte, wie sie mir sagte, daß sie ein kleines Haus in

der Vorstadt bezöge, das er für sie gemietet, bis die Verhältnisse gestatten würden, den Schleier des Geheimnisses zu lösen. Ich sah sie nur selten und jedesmal, wenn ich ihr begegnete, strahlte die Seligkeit der Liebe aus ihren Augen; errötend, aber doch mit freudigem Stolz versicherte sie mich, daß sie glücklich, unendlich glücklich sei."

Der Baron war befangen; unruhig rückte er auf seinem Stuhl hin und her, mit eigentümlichem, forschendem Blick versuchte er den Schleier zu durchdringen, den Frau Hansen noch dichter um ihr Gesicht zusammengezogen hatte.

„Einige Zeit war vergangen," fuhr die Gräfin fort, „lange hatte ich meine Freundin nicht gesehen; ich hatte das Theater verlassen und durch die Unterstützung eines Freundes ein Putzgeschäft etablirt, das guten Fortgang nahm und mir reichliche Erträge abwarf; da erschien eines Tages meine Freundin bei mir, sie war bleich, ihre Augen vom Weinen gerötet, der frische Schmelz der Jugend lag nicht mehr auf ihrem von Kummer und Sorge durchfurchten Gesicht, ihr kindlich glückliches Lächeln war schmerzlich und bitter geworden, es war wieder dieselbe Geschichte, wie sie ja so oft vorkommt, sie war verlassen und verarmt, sie hatte eines Tages in einem Zeitungsblatt, das der Zufall in ihre Hände brachte, die Verlobung ihres Geliebten mit einer vornehmen Dame des hohen Adels gelesen, noch glaubte sie sich zu täuschen; ihr Geliebter kam, sie zeigte ihm das Blatt, er gestand lächelnd die Wahrheit und versprach ihr, sie nie zu

vergessen und großmütig für sie zu sorgen. Voll Entrüstung wies sie ihn zurück; er brachte ihr Geld, sie schleuderte es vor seine Füße, er bot ihr noch einmal durch einen Vermittler große Summen, sie wies alles zurück, sie verließ ihre Wohnung und kam zu mir, der einzigen Freundin, die sie auf Erden hatte, sie bat um Arbeit in meinem Geschäft, um mutig und stolz, wie sie war, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, der um so schwerer war, da sie fühlte, daß sie Mutter werden würde, was sie dem, der ihre Liebe verriet, verschwiegen hatte."

„O mein Gott," rief der Baron, indem er aufsprang und die Hände vor seine Stirn drückte, „mein Gott, wäre es möglich, das wäre die Wahrheit, das wäre nicht Lüge!?"

Die Gräfin sah ihn verwundert an. Ein Blick des Verständnisses sprühte in ihren Augen auf.

„Nun," fuhr sie fort, „ich nahm sie auf, sie nahm keine Wohlthat von mir an, sie arbeitete unermüdet, so sehr ich sie auch beschwor, sich zu schonen. In meinem Hause wurde die kleine Meta geboren."

„Entsetzlich," rief der Baron, „entsetzlich, wenn es so wäre!"

„Die Zeit verging. Ein braver Mann, den ich von früher her kannte und der mich zuweilen besuchte, bewarb sich um ihre Hand; auf meinen Rat, um ihres Kindes willen, nahm sie den Antrag an, sie wurde so glücklich, als sie es nur sein konnte, aber ihr sonnenfrisches

Kindergemüt war verdüstert und verhärmt. Sie erfüllte ihre Pflicht bis auf das kleinste, aber nie wieder strahlten ihre Augen in dem hellen Licht der früheren glücklichen Tage; ich sah sie selten, mein Schicksal führte mich auf die Höhe des Lebens, ein Glück, das ich nicht verdient habe, aber zu verdienen strebe, indem ich alles aufbiete, um meinen Herrn glücklich zu machen, der mich so hoch zu sich erhoben hat. Da eines Tages suchte sie mich wieder auf, ihr Mann war gestorben, sie stand abermals allein, aber sie war nicht hilflos, er hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, sie wollte die Residenz verlassen, sie sagte mir, daß sie hier in der Gegend ein kleines Besitztum zu kaufen beabsichtige, und bat mich um meinen Einfluß zur Erleichterung ihrer Niederlassung. Natürlich that ich alles, was ich vermochte, ich sprach mit dem Minister, alles wurde leicht und glatt geordnet, und bald erhielt ich die Nachricht, daß sie hier eine stille, verborgene Heimat gefunden habe. Als ich im nächstfolgenden Herbst mit meinem hohen Herrn nach Glücksburg kam, suchte ich sie auf und freute mich ihres traulichen Geheimnisses, obgleich ich bedauerte, daß Meta in dieser Einsamkeit ihre Jugend verbringen müßte. ‚Die Einsamkeit,‘ antwortete sie mir, ‚wird sie vor den Erfahrungen ihrer Mutter schützen,‘ und ich hatte darauf nichts zu erwidern. Meine Geschichte ist zu Ende, Herr Baron, sie verläuft im Sande der ruhigen Gewohnheit des Lebens. In jedem Jahr, wenn ich hieher kam, suchte ich meine Freundin auf und freute mich des stillen

Friedens, den sie hier gefunden. So ist es gekommen, daß Sie mir hier begegneten, und ich sehe zu meinem Schmerz, daß die Einsamkeit, welche meine Freundin hier aufgesucht hatte, dennoch nicht ungetrübt geblieben ist."

„Und," fragte der Baron, „Sie haben keine Namen genannt, wer war es, der —"

„Ich konnte keine Namen nennen," erwiderte die Gräfin, den Baron scharf fixirend, „weil ich ihn nicht kenne, niemals hat ihn meine Freundin mir genannt; sie wollte, daß er in dem Abgrunde der Vergessenheit und der Verachtung begraben bleiben solle."

Schnell trat Frau Hansen vor.

„Ich danke Ihnen, Frau Gräfin," sagte sie; „der Baron weiß nun durch Ihr glaubwürdiges Zeugnis, wer ich bin, jetzt ist es an ihm, sein Wort zu halten! — Ja, Herr Baron von Blomstedt," rief sie, indem sie das Schleiertuch weit auseinanderschlug, so daß ihr bleiches Gesicht mit den flammenden Augen im vollen Lichte sichtbar war, „ja, Herr Baron, ich bin Helene Petersen, und Meta ist meine Tochter und die Tochter des Mannes, der mein Vertrauen feige betrog, der mir schnödes Gold für meine Liebe bot und der auch jetzt mit schnödem Golde um die Liebe seines Sohnes handeln will. Hier lege ich das Mittel in Ihre Hand, das Hindernis Ihrer stolzen Pläne für immer zu beseitigen. Gehen Sie hin, Herr Baron, erzählen Sie Ihrem Sohn, was Sie eben von der Gräfin gehört, nennen Sie ihm den Namen des

Elenden, der ein Menschenleben feige gebrochen, der eine Liebe verraten hat, wie er sie auf Erden wohl niemals hat wiederfinden können, dann wird es mit der romantischen Verirrung Ihres Sohnes zu Ende sein!"

„Helene," rief der Baron, indem er tief erschüttert ihr seine Hände entgegenstreckte, „Helene, kannst Du verzeihen — ich will gut machen, soweit es möglich ist!"

Frau Hansen wandte sich kalt von ihm ab.

„Gott mag verzeihen," sagte sie, „ich kann es nicht, ich will es nicht, ich habe wiederum mein Wort gehalten, ich habe Ihnen das Mittel gegeben, Ihren Sohn von seiner Liebe zu heilen, ich fliehe nicht, ich bleibe hier auf dem Platze, den ich gewählt habe, um nahe zu sein und zuzuschauen, wenn Gott seine rächende Hand erhebt, an die ich glaube, die ich erwartet habe mein ganzes Leben hindurch."

„Helene," sagte der Baron, indem er ihr nochmals nahe trat, „und Meta — soll ich Meta nicht sehen — wollen Sie mir nicht erlauben, für sie zu sorgen?"

„Nein," sagte Frau Hansen kurz und kalt, „ich will das Gesetz der Natur nicht verletzen, Meta soll ihren Vater nicht verachten, und das kann sie nur, wenn sie ihn nicht kennt."

„Frau Gräfin," sagte der Baron, „sprechen Sie ein Wort; so viel Haß, so viel Verachtung habe ich dennoch nicht verdient."

Die Gräfin schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich habe Helene gekannt, als sie nur zu lieben wußte; wenn sie es gelernt hat, zu hassen und zu verachten, so kann sie nur selbst den Weg zurückfinden zu den lichten und warmen Erinnerungen der Vergangenheit."

„Ich glaube, Herr Baron," sagte Frau Hansen, indem sie ihr Schleiertuch wieder zusammenzog, „unsere Unterredung dürfte beendet sein, ich wenigstens habe derselben kein Wort weiter hinzuzufügen und ich darf meine liebreiche Freundin und Wohlthäterin nicht länger mit einer so traurigen und widerwärtigen Geschichte belästigen, mit der sie sich leider schon zu viel hat beschäftigen müssen."

Der Baron stand einen Augenblick in Gedanken verloren da, die finsteren Blicke zu Boden gesenkt.

„Sie haben recht, Helene," sagte er, „jetzt kein Wort weiter; ich gehe, ich bedarf der Sammlung, aber Sie werden menschlich sein, Sie werden einen Ausweg finden, Sie werden nicht wollen, daß ich zwei Kinder verlieren soll."

Frau Hansen wendete sich ohne ein Wort der Erwiderung ab.

Der Baron verbeugte sich stumm vor der Gräfin und ging hinaus. Er schwang sich auf sein Pferd, und als dessen Hufschläge von dem Weg herüberschallten, umschlang Frau Hansen, in Thränen ausbrechend, die Gräfin mit ihren Armen.

„Habe ich recht?" fragte sie schluchzend.

„Ich weiß es nicht," antwortete die Gräfin, „ich werde

darüber nachdenken, oft kann im Leben auch das höchste Recht zum Unrecht werden."

Abermals ertönten laute Hufschläge von der Landstraße her.

Erschrocken blickte Frau Hansen auf. Sie fürchtete, daß der Baron noch einmal zurückkommen möchte.

Es war ein königlicher Reitknecht, welcher im Galopp heransprengte.

Im nächsten Augenblick trat er in das Zimmer. Seine Miene war unruhig. Er reichte der Gräfin ein Billet.

„Von Loewenskjold," rief diese, das Siegel lösend.

Erbleichend las sie:

„‚Kommen Sie schnell, Gräfin, der König ist nicht wohl.' — Ich muß fort, Helene," fuhr sie fort, „hoffentlich ist es nichts als einer der leichten Anfälle, an denen Seine Majestät seit einiger Zeit leidet. Ich komme morgen wieder, und dann will ich auch die liebe Meta begrüßen und wir wollen davon weiter sprechen."

Sie umarmte Frau Hansen und stieg schnell in ihren Wagen, der in scharfem Trabe davonfuhr.

Siebenzehntes Kapitel.

Finster und schweigsam verlief das Diner auf Hagenberg, bei welchem der Baron, der sich niemals den formellen Pflichten des Lebens entzog, trotz seiner Bewegung teilnahm, denn er sah in den äußeren Formen eine feste Grundlage der Gesellschaftsordnung und einen Halt und eine Stütze des Willens und der Kraft der einzelnen Menschen.

Aber selbst er, der sich so sicher beherrschte, vermochte heute den Ton der leichten Unterhaltung, durch welchen er sonst allen peinlichen Verhältnissen die Spitze abzubrechen verstand, nicht zu finden.

Agnes kämpfte mit ihren Thränen und Friedrich vermochte am wenigsten die schwüle Spannung zu beseitigen, welche wie das Vorgefühl eines drohenden Gewittersturmes auf der kleinen Gesellschaft ruhte.

Der Baron nahm auch heute trotz des für ihn fast unerträglichen Zwanges der Situation seinen Kaffee in dem Salon, und als er sich dann zurückzog, trat Friedrich

bleich und bewegt zu ihm heran, um ihn um eine Unterredung zu bitten.

Der Baron schlug die Augen nicht zu seinem Sohne auf und sagte:

„Du weißt, daß ich nach Tisch ein wenig Ruhe bedarf, heute abend stehe ich zu Deiner Verfügung.“

Friedrich verneigte sich und schnell zog sich der Baron in sein Zimmer zurück.

Agnes trat zu ihrem Bruder heran, ergriff seine Hand und sagte, durch Thränen, die sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte, zu ihm aufblickend:

„Friedrich, warum hast Du das gethan, warum hast Du den Frieden unseres Hauses zerrissen? O, alles hätte so schön, so schön sein können, und nun, o mein Gott, wie soll es werden, was soll aus Axel werden und aus mir!“

„Agnes,“ erwiderte Friedrich düster, „auch Du sprichst so, auch Du hast nur einen Vorwurf für mich und begreifst nicht, daß auch ich Pflichten gegen mich selbst und heilige Rechte habe, die ich erhalten und verteidigen muß, wenn ich mich nicht selbst erniedrigen, nicht selbst vernichten will. Du bist glücklich, Deines Herzens Wünsche stimmen ja überein mit des Vaters Plänen, Du hast ihm gehorchen können, ohne Dich selbst, Deine Freiheit und Dein Glück zu opfern, aber kannst Du es von mir, dem Manne, der vor allem die eigene Selbstachtung sich zu bewahren verpflichtet ist, kannst Du es von mir verlangen, daß ich einem Wort des Königs meine Freiheit

und das Glück meines ganzen, vielleicht noch so langen Lebens opfern soll? O," sagte er, bitter lachend, „Seine Majestät hat mich wohl zu seinem Kammerjunker ernannt, aber so schnell gelingt es nicht, aus einem freien Mann einen Höfling zu machen, der keinen Widerspruch gegen das Wort des Herrn wagt, auch wenn es sich um seine heiligsten Rechte handelt. Glaubst Du, daß der Vater das gethan haben würde, wenn er sich an meiner Stelle befunden hätte? Hättest Du selbst es gethan, obwohl Du nur ein Weib bist, das von der Natur zum Gehorchen und Dulden bestimmt ist?"

Agnes schlug die Augen nieder, sie wagte die Frage nicht zu verneinen, und doch regte sich in ihr jenes allen Menschen angeborene Gefühl des Egoismus, das stets bereit ist, die Opfer, die man selbst zu bringen zögert, von anderen zu empfangen.

„Aber, mein Gott," sagte sie dann, „ich glaube, daß Du Mathilde liebst, lieben könntest; Du sprachst so gern mit ihr, ihr waret so vertraut mit einander, auch der Vater schien es zu glauben, und vielleicht," fügte sie errötend hinzu, „möchte Mathilde selbst solchen Gedanken nicht fern sein."

„Nein, Agnes, nein," rief Friedrich heftig und bitter, „der Vater glaubt es nicht und," fügte er, den Blick zu Boden gesenkt, hinzu, „Mathilde konnte es nicht glauben, niemals habe ich ihr Veranlassung dazu gegeben. O, ich könnte Dir sagen — doch nein, nein, warum Dein weiches

Herz mit Zweifel erfüllen! Der Mann muß seinen Weg allein gehen und allein tragen, was das Schicksal ihm auferlegt. Sei ruhig, Agnes," sagte er, ihre Hand ergreifend und ihre Stirn mit seinen Lippen berührend, „sei ruhig, das alles hat ja auf Dein Glück keinen Einfluß, Axels Liebe ist Dir ja gewiß, und wenn zwischen mir und ihm, der mein Bruder sein sollte, eine kalte Kluft sich öffnet, das wird vorübergehen; er ist ein Mann von edlem Sinn, er wird begreifen, daß ich nicht anders handeln konnte. Schlimmer, bei Gott, wäre es gewesen, wenn ich in feiger Scheu Verhältnisse hätte entstehen lassen, die nur zu unser aller Unglück hätten führen können; verlange nicht, daß ich Dir mehr sage, laß mich allein mit dem Vater rechten."

Agnes blickte seufzend, mit thränenden Augen zu ihm auf.

„Aber Du wirst nicht heftig sein," sagte sie bittend, „Du wirst nicht vergessen, wie gut, wie treu der Vater ist, trotz der Kälte und Strenge, die mehr in seiner Gewohnheit als in seinem Herzen liegt."

„Sei ruhig, Agnes, sei ruhig," sagte Friedrich, „glaube mir, daß ich den Vater ehre und achte, daß ich ihn liebe und daß kein Wort über meine Lippen kommen wird, das ich mir selbst niemals würde verzeihen können."

Er umarmte sie herzlich und ging schnell hinaus, um die peinliche Unterhaltung zu beenden.

Agnes blickte ihm lange nach, stärker flossen ihre Thränen, sie schien durch seine Worte nicht beruhigt.

„Mein Gott, mein Gott," sagte sie, „warum rächt sich ein so kleiner Abweg von dem geraden Wege des Glaubens und Gottvertrauens, der doch keine Sünde sein kann, so schwer!? Wie viel leichter würde ich alles dies Namenlose überwinden, wenn ich mein Herz von der bangen Furcht befreien könnte, die ein falscher Aberglaube ist und die ich doch nicht zu bannen vermag. Ist es nicht so gekommen, wie jene entsetzliche Frau es vorhergesagt, stehen nicht Axel und mein Bruder sich so feindlich gegenüber, daß nur ein Funke noch nötig ist zu dem furchtbarsten Ausbruch, den vielleicht nur noch die Rücksicht auf mich zurückhält? Und wenn sie es vermochte, das vorauszusehen, kann nicht auch das andere wahr sein, das andere, das mich mit eisigem Todesschauer erbeben läßt? Würde ich dann noch zu leben vermögen, wenn jemals Axel und mein Bruder — o, es ist unmöglich, es auszusprechen, es nur zu denken! — Und das Leben ist schön, o, so schön; es wäre so hart, so unendlich hart und grausam, sterben zu müssen, ehe des Lebens Blüte sich entfaltet hat!"

Sie faltete die Hände über ihrer Brust, aber der aufwärts gerichtete Blick ihrer thränenden Augen schien den Trost nicht zu finden, den sie vom Himmel erflehte, und schmerzlich seufzend ging sie auf ihr Zimmer.

Die frühe Dunkelheit hatte sich herabgesenkt, als Friedrich durch die erleuchteten Korridore des Schlosses nach dem Zimmer seines Vaters ging.

Der Baron hatte sich in tiefem und schmerzlichem Nachdenken auf den Besuch seines Sohnes vorbereitet, er fühlte sich gedemütigt durch die stolze Verachtung, welche Frau Hansen ihm in Gegenwart der Gräfin gezeigt, und doch mischte sich in seine Stimmung auch eine wehmütige, schmerzliche Erinnerung an die vergangene Jugendzeit mit ihrem verflogenen Liebestraum und zugleich auch eine unwillkürliche Bewunderung für die so tapfere und mutige Frau, die ihn einst so sehr geliebt hatte und doch wohl Besseres wert gewesen wäre. Wohl hatte sie recht, daß er mit einem einzigen Wort seinen Sohn von der verhängnisvollen Verirrung seiner Gefühle zurückführen könnte, aber sein ganzer Stolz empörte sich dagegen, dieses Wort so ohne weiteres auszusprechen. Stets hatte er vor seinen Kindern auf unnahbarer Höhe gestanden, sie hatten zu ihm aufgeblickt, als ob keine menschliche Schwäche an ihm haftete, und nun mit einemmal sollte er selbst diesen Nimbus zerstören, sollte er sich vor seinem Sohne so tief beugen, ja vor demselben erröten müssen; denn er, der die Jugendgeliebte kalt ihrem Schicksal preisgegeben hatte, konnte von Friedrichs warmen Gefühlen nur eine strenge Verurteilung erwarten. Er wollte die Entscheidung im Widerstreit seiner Gefühle noch hinausschieben; wenn Friedrich die Wahrheit erfahren mußte, so sollte es nicht eher geschehen, als bis es ihm gelungen sei, mit Frau Hansen irgend eine Verständigung zu erreichen, damit diese selbst dazu beitragen möchte, den Sohn milder über

den Vater urteilen zu lassen und eine friedliche und freundliche Lösung zu finden.

In dieser Stimmung, welche von seiner sonstigen klaren Sicherheit und scharfen Entschlossenheit so sehr verschieden war, empfing er Friedrich, als derselbe in sein Zimmer trat, mit einer Herzlichkeit, die ihm sonst nicht gewöhnlich war. Er reichte ihm die Hand und führte ihn zu einem Sessel neben seinem Arbeitstisch, während er selbst seinen Platz so wählte, daß der grüne Lichtschirm der Lampe sein Gesicht beschattete.

Friedrich hatte einen strengen und harten Empfang erwartet, seines Vaters Herzlichkeit, so wohlthätig sie ihn auch berührte, machte ihn darum befangen, da er sie so gar nicht gewöhnt war.

„Ich komme," sagte er, „um über den gestrigen Vorfall an der königlichen Tafel zu sprechen. Ich bedaure, daß ich Dir eine peinliche Stunde bereitet habe, aber ich konnte nicht anders, ich durfte zu den Worten des Königs nicht schweigen."

„Ich mache Dir keinen Vorwurf," fiel der Baron ruhig, mit freundlichem Ernst ein; „der König hatte sich getäuscht, er kannte meinen Wunsch, den ich ja auch Dir ausgesprochen habe. Ich begreife, daß Dich die unvorsichtige Berührung einer so zarten Frage erregte, ich bedaure nur Mathilde und die Gräfin, die am schmerzlichsten berührt werden mußten und eine solche Kränkung nicht verdient hatten. Laß uns jetzt nicht weiter davon

sprechen, vielleicht wird sich auch das mit der Zeit ausgleichen.“

Friedrich war noch mehr verwundert über des Barons Milde, da er Tadel und Vorwürfe erwartet hatte.

„Ausgleichen?“ fragte er. „Das Wort, mein Vater, zwingt mich um so mehr, Dir eine offene Erklärung zu geben, zu der ich ohnehin entschlossen war.“

Der Baron neigte seufzend den Kopf.

„Ich habe Dir gesagt,“ fuhr Friedrich fort, „daß ich Mathilde Stören nicht lieben kann, aber vielleicht würde mir es dennoch möglich gewesen sein, mich Deinem Wunsche zu fügen und es zu versuchen, Deine Wahl für mich geltend zu machen, wenn mein Herz frei gewesen wäre, aber es ist nicht frei, seit einiger Zeit weiß ich, daß ich liebe, liebe für das Leben.“

„Ich weiß es,“ sagte der Baron ruhig; „Du glaubst die Tochter jener Frau Hansen zu lieben in dem einsamen Hause an der Grenze unseres Forstes.“

„Du weißt es ja wohl,“ sagte Friedrich, indem ein bitterer Vorwurf in seiner Stimme zitterte, „Du bist in jenem Hause gewesen, um meine Besuche dort zu verbieten. O mein Vater, warum hast Du nicht offen mit mir gesprochen, hattest Du so wenig Vertrauen zu Deinem Sohn? Glaubtest Du, daß ich Dir die Wahrheit verschweigen könnte, wenn Du mich gefragt hättest?“

„Ich sah Dich auf einem Wege, mein Sohn, der Dich irre führen mußte, ich wollte Dich von Deiner Verirrung

zurückführen, ohne daß Du meine Hand fühlen solltest, ohne daß Dir mein Herz entfremdet würde. Du kennst meine Grundsätze über die Pflicht des Edelmannes, seinen Stamm rein zu halten."

„Rein," rief Friedrich auffahrend, „würde sie unsern Stamm befleckt haben!?"

„Laß uns darüber nicht streiten," sagte der Baron immer mit derselben sanften Freundlichkeit, „es ist überflüssig, denn wenn auch meine Grundsätze über die Standesgrenzen nicht so unumstößlich festständen, die Liebe, welche Du zu empfinden wähnst, ist unmöglich, niemals — höre mich wohl und glaube meinen Worten — niemals kann von einer Verbindung zwischen Dir und der Tochter jener Frau die Rede sein, niemals, und wenn sie Dir auch an Rang gleich stände."

Ein leichter Schauer durchzitterte den Baron, als er bei den letzten Worten bedauernd die Hand auf sein Herz legte.

Friedrich sah ihn, erbleichend, mit starren Blicken an.

„Auch Du, mein Vater," rief er, „auch Du sagst mir dieselben Worte und das mit demselben Ton wie jene Frau. Was bedeutet das, welch ein Geheimnis umgibt mich, um mich von meinem Glück und meiner Hoffnung zu trennen, oder," fragte er, in heftiger Aufwallung die Worte herausstoßend, „ist das eine Verabredung, um mich noch sicherer von dem Wege zurückzuführen, den Du eine Verirrung nennst und der doch allein zu meinem Glück führt?"

„Frage nicht, mein Sohn, frage jetzt nicht weiter, ich

bitte Dich, Dein Vater bittet Dich, meinen Worten zu glauben. Ich verspreche Dir, diese ganze Sache so freundlich zu behandeln, wie Du das Recht hast, es von mir zu erwarten; ich werde Dich nicht kränken, keinen Entschluß von Dir verlangen, den Du nicht aus eigener Ueberzeugung fassen möchtest; aber laß mir Zeit, einige Tage nur, und nimm mein Wort, daß ich nichts thun werde, um Dich zu täuschen oder wider Deinen Willen zu zwingen, gib mir aber auch Dein Wort, daß Du keinen Versuch machen wirst, jene Frau und ihre Tochter zu sehen, bis ich selbst Dich zu ihr führe."

Ein leises Mißtrauen beschattete Friedrichs Blick.

Er schwieg einen Augenblick und sah seinen Vater forschend an, aber in den Zügen des Barons lag so viel wehmütige Freundlichkeit und eine so herzliche Bitte, daß es dem Sohn unmöglich war, einen Hintergedanken bei seinem Vater zu vermuten.

„Ich glaube Dir, mein Vater," sagte er, die Hand, die der Baron ihm entgegenstreckte, ehrerbietig an seine Lippen führend, „ich gebe Dir das Wort, das Du von mir verlangst; der Versuch, mit Meta zu verkehren," fügte er seufzend hinzu, „würde ja doch vergebens sein, so lange ich nicht Deine Einwilligung habe oder frei und unabhängig, nur auf meine eigene Kraft gestützt, in der Welt dastehe."

„Daran hast Du gedacht?" fragte der Baron weich und vorwurfsvoll.

„Du siehst daraus, mein Vater," erwiderte Friedrich,

„daß meine Liebe heiliger Ernst ist und daß ich entschlossen bin, ihr alles zu opfern.“

„Wunderbar, wunderbar!“ flüsterte der Baron vor sich hin; „ist es die Stimme des Blutes, die sein Herz mißverstehen mag, hat die Vorsehung diesen Weg gewählt, um mich eine alte Schuld sühnen zu lassen?“

„Gut, mein Sohn,“ sagte er dann, „ich nehme Dein Versprechen an und gebe Dir nochmals mein Wort, daß ich Dich von der Unmöglichkeit Deiner Liebe, über die ich Dir nicht zürnen will, überzeugen werde. Du wirst wie ich dem Himmel für die Wendung danken, die Dich von schwerer Verirrung zurückgehalten und vor entsetzlichem Unheil geschützt. Laß mir einige Tage Zeit,“ fuhr er fort, während Friedrich verneinend den Kopf schüttelte, „und glaube mir nur das eine, daß ich bei allem, was ich thue und wünsche, nur an Dich und Dein Wohl denke; auch ich habe den Pflichten unseres Standes, deren Erfüllung ich von Dir verlange, einst Opfer gebracht und vielleicht,“ fügte er, schmerzlich seufzend, hinzu, „waren sie schwerer und wertvoller, als ich es damals ahnte.“

Friedrich fragte nicht nach der Bedeutung der Worte seines Vaters, aber mit einem Blick voll inniger Teilnahme zog er dessen Hand noch einmal an seine Lippen.

Ein Geräusch im Vorzimmer wurde hörbar, schnell wurde die Thür geöffnet und an dem Kammerdiener vorbei trat ein Beamter der Gutsverwaltung von Hagenberg in einem bestaubten Reiteranzug mit verstörter Miene ein.

Der Baron erhob sich, den Eintretenden mit strengem Blick musternd.

„Ich bitte den gnädigen Herrn um Verzeihung,“ sagte dieser, „daß ich es wage, hier einzudringen, aber die Nachricht, die ich bringe, wird mich rechtfertigen. Ich war noch bis zur Dunkelheit auf dem Felde an der Grenze nach der Glücksburger Seite hin beschäftigt, da kamen Arbeiter des Weges, welche erzählten, daß der König plötzlich schwer erkrankt sei, während ich noch nach den näheren Umständen forschte, kamen andere nach und erzählten, daß Seine Majestät schon gestorben sei.“

Einen Augenblick stand der Baron totenbleich und fassungslos da.

„Der König krank — gestorben — er hatte zuweilen kleine Anfälle — doch scheint es mir unmöglich — kaum zu glauben —“

„Und doch, gnädiger Herr, kamen die Arbeiter ganz nahe von Glücksburg her und versicherten, die Botschaft von Leuten aus dem Schlosse gehört zu haben,“ sagte der Verwalter.

„Es wäre entsetzlich,“ sagte der Baron, „solch ein Schlag gerade in diesem Augenblick und gerade nach dem gestrigen Vorfall!“

Er warf einen finstern Blick auf seinen Sohn, der ebenfalls tief erschüttert dastand, aber doch in seiner Miene nicht das schmerzliche Entsetzen seines Vaters zeigte, ja

fast schien es, als ob in seinen aufwärts gerichteten Blicken eine freudige Zuversicht aufleuchtete.

„Sattelt die Pferde," befahl der Baron; „es ist meine Pflicht, sogleich selbst nach Glücksburg zu reiten und zu hören, ob die unglückselige Nachricht wirklich wahr sei. Du wirst mit mir gehen," sprach er zu seinem Sohn, „zwei Reitknechte sollen uns begleiten!"

Der Verwalter eilte davon, um die Befehle des Barons auszuführen.

„Welch ein entsetzlicher Schlag," rief der Baron, indem er heftig im Zimmer auf und nieder schritt, „ein schmerzvoller, harter Schlag für alle, die dem König nahe standen!"

„Ihn hat der Tod vielleicht," sagte Friedrich, „vor Kämpfen und Erschütterungen bewahrt; vielleicht," fügte er, wie unwillkürlich von seiner inneren Bewegung fortgerissen, hinzu, „vielleicht geht in dieser Stunde das Morgenrot der Freiheit für unser Vaterland auf."

Der Baron blieb stehen, starr blickte er in das bewegte Gesicht seines Sohnes; seine Züge verfinsterten sich, mit hartem, schneidendem Ton, der keine Spur der liebevollen Herzlichkeit hatte, mit der er eben vorher noch zu Friedrich gesprochen, sagte er:

„Ich will diese Worte nicht gehört, nicht verstanden haben, ich will nicht fragen, was sie bedeuten, denn wenn ich eine Verirrung Deinerseits zu freundlicher Lösung zu führen bereit bin, für eine Verirrung des Geistes, welche von den heiligsten Pflichten des Unterthanen, des edlen

Vasallen, des Erben meines Namens, abweicht, würde ich keine Entschuldigung, keine Verzeihung haben. Kein Wort weiter," befahl er, Friedrichs Antwort abschneidend, „jetzt kein Wort weiter, und wehe uns, wenn jemals noch ein Wort in dieser Sache gesprochen werden sollte! In diesem Augenblick haben wir nur eine Pflicht, unsern Herrn aufzusuchen. Gott gebe es, daß die Schreckensbotschaft unbegründet sei!"

Auf seinen gebieterischen Wink zog sich Friedrich zurück, um sich zu dem Ritt fertig zu machen, und bald sprengten beide auf dem Wege nach Glücksburg in die dunkle Nacht hinaus, während unruhige Bewegung das ganze Hagenberger Schloß erfüllte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Baron fand die Trauerkunde, welche ihn so schwer erschüttert hatte, bestätigt.

Friedrich VII. war in der That plötzlich und unerwartet in einem Augenblick gestorben, in welchem seine Regierung sich in einer schweren Krisis befand, und sein Tod sollte diese Krisis zu einem schnellen und entscheidenden Ausbruch treiben, dessen Entwicklung der Dahingeschiedene kaum geahnt haben mochte.

In höchster Bestürzung, zum Teil laut weinend und jammernd, kamen die Diener dem Baron unter dem Portal des Schlosses entgegen, denn der König war von seiner Umgebung trotz seines heftigen Temperaments wegen seiner Güte und Leutseligkeit aufrichtig geliebt gewesen.

Der Hofmarschall von Loewenskjold erschien bleich und verstört und erzählte, daß Seine Majestät plötzlich unwohl geworden, schnell das Bewußtsein verloren und kaum noch die Gräfin Danner erkannt habe, welche sogleich von einer Ausfahrt zurückgeholt worden sei; alle angewendeten

Mittel hätten nicht vermocht, dem Werk des Todes Einhalt zu thun, und so war denn das Leben des Fürsten erloschen, der in seiner Person die unbestrittenen Herrscherrechte in den Elbherzogtümern und dem dänischen Königreiche noch miteinander vereinigte.

„Und was soll nun werden?“ fragte der Baron düster.

Der Hofmarschall zuckte die Achseln.

„Seine Majestät Christian IX. ist König von Dänemark und nach dem Protokoll, das die Großmächte im Jahre 1852 unterzeichnet haben, auch Herzog von Schleswig und Holstein.“

Friedrich blickte flammend auf, es schien, als ob er sprechen wolle, aber seine schon geöffneten Lippen schlossen sich wieder, er mochte fühlen, daß ein Wort von ihm in dieser Stunde sich nicht zieme, die Zukunft lag in der Hand der Weltgeschichte.

„Und werden,“ sagte der Baron, „die Mächte ihren Beschluß aufrecht halten, mit allen Mitteln aufrecht halten, auch wenn — doch nichts davon,“ unterbrach er sich, „nichts davon, hier zu dieser Stunde, der heilige Friede des Todes soll nicht gestört werden! Ist es erlaubt, den König zu sehen?“

Herr von Loewenskjold verneigte sich und schritt nach den königlichen Gemächern voran.

In dem Schlafzimmer des Königs war die Unordnung der letzten Krankheitsstunden beseitigt.

Der König lag, in weißes Nachtzeug gekleidet, auf

seinem Bett, ein Tisch mit einem kleinen Kruzifix und zwei Kerzen standen zu Häupten; am Fuße des Bettes kniete die Gräfin Danner, das Gesicht mit den Händen bedeckt; Herr von Rumohr und Fräulein von Lützen standen schweigend mit gefalteten Händen in der Nische des Fensters.

Das sonst stark gerötete Gesicht des Königs war gelblich bleich und eingefallen, freundlicher Frieden lag auf seinen eingesunkenen Zügen; es schien, als ob er lächelnd in einen leichten Schlummer gesunken sei, der ihn von den Sorgen und Schmerzen des Lebens befreit hätte.

Der Baron trat zu dem Lager heran, beugte das Knie und sprach leise ein kurzes Gebet.

Auch Friedrich that dasselbe.

Jedes andere Gefühl trat zurück vor der Majestät des Todes, welche an die Stelle der in den Staub gesunkenen irdischen Herrlichkeit getreten war.

Als der Baron sich dann wieder erhoben hatte, blieb er lange schweigend stehen, den Blick auf die königliche Leiche geheftet; dann küßte er ehrfurchtsvoll des Königs Hand und sah seinen Sohn erwartungsvoll fragend an.

Friedrich beugte sich nieder und berührte ebenfalls die Hand des Toten mit seinen Lippen.

Die Huldigung, die er der Vergangenheit darbrachte, legte ihm ja keine Pflicht für die Zukunft auf.

Der Baron aber schien hocherfreut; er drückte die Hand seines Sohnes, der sich schmerzlich seufzend abwendete.

„Herr von Loewenskjold,“ sagte er dann, „ich rechne

darauf, daß Sie die Güte haben werden, mich über die Beisetzung sogleich zu benachrichtigen. Es ist für mich eine Pflicht der Loyalität, meinem dahingeschiedenen Herrn die letzte Ehre zu erweisen."

„Ich erwarte die Befehle Seiner Majestät unseres gegenwärtigen Herrn," erwiderte Herr von Loewenskjold, „und ich bin überzeugt, daß es ihm eine besondere Genugthuung gewähren wird, einen der ersten Edelleute seiner Herzogtümer in so ernstem und bedeutungsvollem Augenblick auf dem Platz zu sehen, den sein Recht und seine Pflicht ihm anweisen. Die Ernennung Ihres Herrn Sohnes zum Kammerjunker ist noch nicht vollzogen, doch zweifle ich nicht, daß auch die mündliche Bestimmung des hochseligen Herrn Anerkennung finden und dadurch dem jungen Baron von Blomstedt der ihm gebührende Platz bei der traurigen Feier gegeben werden wird."

Er schien eine Antwort zu erwarten, aber Friedrich verbeugte sich nur stumm und trat zur Seite, denn die Gräfin Danner hatte sich erhoben und näherte sich den Herren. Tiefer Schmerz zuckte auf ihrem von Thränen überströmten Gesicht.

„Ich habe Abschied genommen," sagte sie, „von dem Herrn, dem meine ganze Liebe und Hingebung gehörte und der der Inhalt meines Lebens war, das er aus der Tiefe zu sich emporgehoben hatte. Mein Dasein gehört fortan der Erinnerung, ich habe demütig zu erwarten, was der neue Herr über mich bestimmen wird; den Platz an

der Seite dessen, der hier mein Gemahl war, werde ich nur noch dort oben in der Ewigkeit wieder finden, diese teure sterbliche Hülle gehört hienieden nur noch dem Volke und dem königlichen Hause. Mir ziemt es, nicht länger zu weilen hier im Königsschloß, in welchem er, der mich an seiner Hand aus dem Staube emporhob, nicht mehr der Herr ist. Ich werde in dunkler Verborgenheit erwarten, was Seine Majestät der König Christian zu bestimmen geruht. Meine Kammerfrauen werden alles einpacken, was mir durch die Gnade des höchstseligen Herrn gehört, und ich bitte Sie, diese Sachen hier so lange aufbewahren zu lassen, bis ich über dieselben verfügen kann."

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden, Frau Gräfin," erwiderte Herr von Loewenskjold, „ich bin gewiß, daß Seine Majestät das Andenken an den dahingeschiedenen Herrn genügend ehren wird. Doch wohin gedenken Sie zu gehen?"

Der Baron sah die so hart getroffene, schmerzgebeugte Frau bewegt an. Einen Augenblick schien er zu zögern, dann aber sagte er schnell, indem er mit Herzlichkeit ihre Hand drückte:

„Darf ich Ihnen, Frau Gräfin, mein Haus zur Verfügung stellen, bis Sie weiter über Ihre Zukunft beschlossen haben?"

„Ich danke Ihnen, Herr Baron," erwiderte die Gräfin, „und werde Ihre Güte niemals vergessen, die mir in meiner Lage doppelt wohlthuend ist; aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, auch in Ihrem Hause ist mein

Platz nicht. Sie wissen," fügte sie mit wehmütigem Lächeln hinzu, „ich habe wenig Freunde, ich würde Ihnen eine Verlegenheit sein."

„Ich bin nicht gewöhnt, Frau Gräfin," erwiderte der Baron stolz, „mich fremdem Urteil zu beugen, und," fügte er, sich zu ihr herabbeugend, leise hinzu, „Sie wissen, daß ich von Ihnen noch einen Freundschaftsdienst erbitten will, der mehr wert ist als die Gastfreundschaft, die ich Ihnen bieten kann."

„Zählen Sie auf mich," sagte die Gräfin ebenso leise, „Sie werden mich dort finden, wo wir uns zuerst sahen, und ich werde alles thun, was ich vermag, um den Frieden Ihres Hauses wieder herzustellen."

„Dorthin," flüsterte der Baron, „wollen Sie gehen? Ich begreife, Sie haben recht, vielleicht ist dort der würdigste Platz für Sie. Dank, Dank im voraus, Frau Gräfin; mit Ihrem Beistande hoffe ich auf eine glückliche Wendung."

Friedrich hatte in finsterem Sinnen seitwärts gestanden und das Gespräch seines Vaters mit der Gräfin kaum beachtet.

Stumm verabschiedete sich der Baron und kehrte mit seinem Sohn durch die finstere Nacht, welche kein Sternenlicht erhellte, nach Hause zurück.

Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt und nicht zur Unterhaltung gestimmt; meist ritten sie schweigend neben einander her, nur zuweilen sprach der Baron in

abgebrochenen Sätzen von den edlen menschlichen Eigenschaften des dahingeschiedenen Königs, über die doch so nahe liegende Bedeutung des Todesfalls sprach er kein Wort, er scheute sich ängstlich, eine Frage zu berühren, welche zu Erörterungen führen könnte, die er jetzt um jeden Preis vermeiden wollte.

Als sie sich der Grenze des Hagenberger Forsts näherten, schimmerte durch die tiefe Dunkelheit ein einziges helles Licht herüber.

Beide blickten nach diesem Licht hin, beide atmeten schmerzlich seufzend auf, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Der Baron gab seinem Pferde die Sporen und schnell sprengten sie durch den Wald, durch dessen kahle Baumkronen der Herbstwind unheimlich brauste, nach dem Schloß zurück.

Alles war hier noch wach.

Agnes brach mit einem Jammerruf in Thränen aus, als sie die Bestätigung der Nachricht vom Tode des Königs erhielt.

„O mein Gott," sagte sie weinend, „welch ein Unglück! Nun wird der Krieg beginnen, da der König nicht mehr ist; ich habe das wohl oft gehört, auch Axel hat mir davon gesprochen. O, in welche Ferne weicht mein Glück hinaus, das ich schon so nahe glaubte!"

„Was kommen soll, wird kommen," sagte der Baron streng, „die Hauptsache ist, daß jeder treu auf seinem Platz

steht, den seine Pflicht ihm anweist," fügte er mit einem schnellen Seitenblick auf seinen Sohn hinzu, „dann können wir alle ruhig erwarten, was die ernste Zeit bringen wird, die der Herbststurm uns entgegentreibt."

Es war späte Nacht, man trennte sich, ohne weiter zu sprechen, aber lange noch strahlte das Licht aus den Fenstern des Schlosses in die Dunkelheit hinaus, denn dessen Bewohner vermochten nicht leicht die Ruhe zu finden, am wenigsten von allen aber der Baron und seine Kinder.

*

Die nächsten Tage brachten ein unruhiges Leben in das Schloß zu Hagenberg. Mit Windeseile hatte sich die Nachricht vom Tode des Königs durch das ganze Land verbreitet und je nach der Stimmung der Bevölkerung Trauer und Schrecken oder Hoffnung erregt, überall aber außerordentliche Aufregung hervorgerufen; denn jedermann fühlte, daß die Frage über die künftige politische Existenz der deutschen Herzogtümer, welche bisher in einer schwülen Unentschiedenheit sich hingezogen hatte, nun zu einer endlichen Entscheidung unter vielleicht schweren Erschütterungen kommen müßte.

Von allen Seiten kamen die benachbarten Gutsbesitzer nach Hagenberg, um den Rat des Barons einzuholen; sie alle wurden mit der gewohnten großartigen Gastfreundschaft aufgenommen, und so ernst die Lage auch war, so hätte man doch glauben können, daß auf Hagenberg fröhliche Feste gefeiert würden, wenn sich täglich die

zahlreichen Gäste in dem großen Speisesaal des Schlosses zur Tafel versammelten.

Der Baron sprach mit jedem einzelnen und hielt auch wohl zuweilen in seinem Zimmer Konferenzen ab, um etwa auseinandergehende Meinungen auszugleichen, denn es kam ja vor allem darauf an, einen gemeinsamen festen Halt unter den Mitgliedern des Adels und des Großgrundbesitzes zu erzielen, um dadurch wieder auf die Ständeversammlung einzuwirken.

Fast allgemein machte sich die Ansicht geltend, daß man diese Gelegenheit benützen müsse, um die den aristokratischen und konservativen Kreisen verhaßte Gesamtverfassung, welche alle ständischen Rechte der Herzogtümer nivellirte, unter der neuen Regierung zu nochmaliger Erörterung zu bringen und womöglich ein auf gegenseitigen Verträgen beruhendes Verhältnis zwischen Dänemark und den Herzogtümern herzustellen; denn niemand unter den in Hagenberg zusammenströmenden Gästen dachte in jenen ersten Tagen an die Möglichkeit einer Trennung der Herzogtümer von Dänemark, war ja doch die Erbfolge durch die Großmächte im Jahre 1852 festgestellt und von den damaligen Häuptern der Linien des Gesamthauses anerkannt worden.

Der Baron teilte die Ansichten und Wünsche der Mehrzahl derjenigen, welche kamen, um sich bei ihm Rats zu erholen. Der stolze deutsche Edelmann hing in fester Loyalität an dem Fürsten, den er nach seiner rechten Ueber-

zeugung für den Vertreter seines herzoglichen Hauses hielt, aber er wollte mit diesem Fürsten, wie dies in der Vergangenheit der Fall gewesen war, für seine Standesgenossen den vollen Anteil für die Herrschaft über die Gesamtmonarchie in Anspruch nehmen, nicht aber sich der dänischen Demokratie unterwerfen, welche unter dem verstorbenen König in einer für die aristokratischen und konservativen Rechte der Herzogtümer so verhängnisvollen Weise die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Er sprach diese Ansicht, obgleich mit vorsichtiger Zurückhaltung, aus, trat aber mit fester Entschiedenheit der bei einzelnen auftauchenden Neigung entgegen, die Intervention des deutschen Bundes nochmals anzurufen, denn dies erklärte er für eine Verletzung der Pflicht gegen den Landesherrn, dem jeder treue Unterthan schuldig sei, die inneren Angelegenheiten auf gesetzlichem und loyalem Wege zu ordnen, nicht aber der Einmischung des Auslandes, welche ohnehin schon in verhängnisvoller und verwirrender Weise versucht sei, rechtlichen Boden zu schaffen.

Man beschloß, eine Petition an den neuen König und Herzog zu richten und unter der Versicherung unverbrüchlicher Treue eine Revision der dänischen Gesamtverfassung unter Mitberatung der Stände der Herzogtümer zu erbitten.

Es wurde unter dem Vorsitz des Barons ein Komite zur Abfassung dieser Petition gewählt, welches in Hagenberg blieb, die übrigen sollten in wenigen Tagen sich

wieder versammeln, um dann die Petition zu unterzeichnen und weiter in Umlauf zu setzen.

Man hoffte, daß unter dem Druck der schwierigen Lage die Kopenhagener Regierung nachgeben werde, um die vorausdrohende Gefahr zu beseitigen, und daß auf diese Weise die innere Einmütigkeit unter Wiederherstellung eines Teils der verlorenen Herzogtümer werde erhalten und gesichert werden können.

Friedrich hielt sich, so viel es ihm nur irgend seine Pflicht als Sohn des Hauses erlaubte, von der Gesellschaft fern, er hörte alle Unterhaltung schweigend an und vermied es geflissentlich, an den Beratungen im Zimmer seines Vaters teilzunehmen.

Niemand fiel dies auf. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Sohn die Anschauungen des Vaters teile, und fand es natürlich, daß ein so junger Mensch sich bescheiden zurückhalte.

Auch der Baron versuchte es niemals, seinen Sohn zu den Gesprächen oder Beratungen heranzuziehen; er fürchtete irgend ein lebhaftes, unbedachtes Wort desselben, hoffte aber, daß Friedrich mit den gefaßten Beschlüssen einverstanden sein werde, da ja dieselben eine Vertretung der Verteidigung der Rechte der deutschen Herzogtümer verfolgte.

Von Frau Hansen und Meta war natürlich keine Rede, die unmittelbar dringende politische Frage nahm ja alle Zeit und alle Thätigkeit in Anspruch und der Baron

war erfreut, für jene so peinliche und schmerzliche Angelegenheit die nötige Zeit zu gewinnen, um seine volle Ruhe und Klarheit wiederzufinden, um so mehr, als er ja das Versprechen der Gräfin Danner hatte, ihm zu einer freundlichen, seinen Stolz schonenden Lösung behilflich sein zu wollen.

Wieder hatte sich eine große Versammlung auf Hagenberg eingefunden. Die von dem Baron entworfene und vorgetragene Petition war ohne jeden Widerspruch genehmigt und unterzeichnet worden, sie sollte nun gedruckt und von jedem der Anwesenden in allen ihm zugänglichen Kreisen zur Zustimmung verbreitet werden.

Mit dem Gefühl einer gewissen Beruhigung und der Ueberzeugung, daß der beschlossene Schritt alle Schwierigkeiten ebnen werde, ging man zur Tafel.

Die Gesellschaft war heute heiterer als sonst, da jedermann glaubte, der drückendsten Sorge für die nächste Zeit entledigt zu sein.

Friedrich hatte sich von der Unterzeichnung der Petition zurückgehalten, sein Vater hatte ihn nicht dazu gedrängt, denn er hatte ja eigentlich noch keine Berechtigung zur Teilnahme am öffentlichen Leben; er saß ernst und schweigsam am untern Ende der Tafel, kaum auf die Unterhaltung seiner Nachbarn achtend, welche immer heiterer und fröhlicher wurden.

Am Schluß des Diners wurde dem Baron die Posttasche gebracht. Er bat seine Gäste um die Erlaubnis,

einen Blick auf die eingegangenen Sachen werfen zu dürfen, und nachdem er ein großes, schwarz gesiegeltes Couvert geöffnet hatte, sagte er mit ernstem, traurigem Ton:

„Das Hofmarschallamt sendet mir die Einladung für mich und meinen Sohn zur Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten unseres heimgegangenen Herrn. Ich werde heute abend noch nach Kopenhagen gehen, um meinen Platz an dem Sarge des verstorbenen Königs und Herzogs einzunehmen, und bitte meine Gäste deshalb um Entschuldigung, von denen ja wohl viele die gleiche traurige Pflicht zu erfüllen haben werden."

Während der tiefen, feierlichen Stille, welche auf diese Worte folgte, schlug der Baron die neueste Zeitung auseinander.

Kaum hatte er einen Blick auf dieselbe geworfen, als er erbleichend einen schmerzlichen Seufzer ausstieß — das Blatt entsank seinen zitternden Händen.

Einzelne neugierige Fragen wurden rings um die Tafel laut.

Nach einem kurzen Schweigen sprach der Baron:

„Das Blatt bringt eine trübe Nachricht; Seine Majestät der König hat sich bewogen gefühlt, die Gesamtverfassung für die Monarchie, welche unsere Rechte so schwer verletzt hat, ausdrücklich von neuem anzuerkennen."

Ein allgemeiner Ruf des Unwillens ging durch die Versammlung.

Der Baron aber sagte nach kurzem Nachdenken:

„Das ist traurig; diese Maßnahme macht die Lage schwieriger, aber es ändert nichts in unserer Pflicht; eigentlich hatte ja auch ohne diese besondere Anerkennung die Gesamtverfassung geltendes Recht, wir haben um so mehr die Pflicht, unsere Stimme zu erheben und eine Revision der Mitwirkung unserer Stände zu erbitten."

„Aber die Petition wird erfolglos sein, wenn der König schon so fest seine Stellung genommen hat," hielt man dem Baron entgegen.

„Wenn ruhige und entschlossene Männer," erwiderte dieser, „etwas unternehmen, so dürfen sie es niemals von vornherein für erfolglos halten, und auch rechter und fester Wille sind eine starke Macht und eine Bürgschaft des Erfolges."

Noch einmal flog sein Blick über das Zeitungsblatt, ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Es ist um so notwendiger," sagte er, „daß wir unbeirrt und furchtlos thun, was unsere Pflicht ist, als man schon versucht, von anderer Seite die Lage noch schwieriger zu gestalten. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg hat eine Proklamation erlassen, in welcher er als Herzog Friedrich VIII. seinen Regierungsantritt erklärt, obgleich doch sein Vater die in dem Londoner Protokoll von den Mächten festgesetzte Erbfolge anerkannt hat."

Rufe des Unwillens erhoben sich hier und dort, viele der Gäste aber senkten schweigend die Häupter, dann trat eine peinliche Stille ein, jeder schien zu erwarten, was

wohl der andere zu dieser neu auftauchenden Frage sagen würde, an die keiner gedacht hatte.

Bleich, mit flammenden Blicken erhob sich Friedrich und rief:

„Der Erbprinz von Augustenburg hat recht, tausendmal recht, ihm gebührt die Nachfolge, er allein ist unser rechtmäßiger Herzog, er hat das erlösende Wort gesprochen, vor dem die trüben Wolken des Zweifels nach allen Seiten hin verschwinden, von dem Augenblick an, da er sein Recht in Anspruch nimmt und seine Fahne erhebt, haben wir alle nichts mehr mit dem Könige in Kopenhagen und mit dessen Regierung zu thun, nichts mehr mit ihm zu verhandeln, nichts von ihm zu erbitten!“

Eine Totenstille trat ein. Hier und dort hörte man zustimmende Worte flüstern.

Der Baron war blaß wie der Tod; ein furchtbarer Zorn loderte in seinen Blicken auf, aber sein Gesicht blieb unbeweglich wie Marmor.

„Mein Sohn,“ sagte er eiskalt, „trägt uns die Resultate seiner Studien auf der Universität Göttingen vor, die liberalen Herren Professoren dort vergessen, daß es sich hier nicht um ihre Theorien handelt, sondern um eine von den sämtlichen europäischen Großmächten festgestellte und anerkannte Erbfolge.“

„Das Fürsten- und Landesrecht,“ erwiderte Friedrich unter tiefer Stille mit einer Festigkeit, die er sonst seinem Vater gegenüber noch niemals zu zeigen gewagt hatte,

„das Fürsten- und Landesrecht kann niemals durch eine willkürliche Festsetzung fremder Mächte gebeugt oder gebrochen werden, weder der deutsche Bund noch der Prinz Friedrich von Augustenburg haben jenen willkürlichen Rechtsbruch anerkannt.“

„Nun,“ sagte der Baron schneidend, mit bitterem Hohnlachen, „so wollen wir abwarten, daß der deutsche Bund und der Herzog von Augustenburg den europäischen Großmächten ihre Gesetze geben, die Knaben- und Professorenweisheit wird wohl die Mittel zu diesem etwas ungleichen Kampf zu finden wissen. Ich habe bereits mein Bedauern ausgesprochen,“ fuhr er fort, „daß ich nicht länger die Pflicht des Wirtes gegen meine werten Gäste zu erfüllen im stande bin, eine höhere Pflicht ruft mich an die Bahre unseres dahingeschiedenen Herrn und an den Fuß des Thrones meines neuen Königs und Herzogs, der des treuen und festen Rates bedarf; ich hoffe viele von Ihnen in Kopenhagen wieder zu sehen, dort können wir am besten für unsere Sache wirken.“

Die Gesellschaft verabschiedete sich von dem Baron, wenige Worte wurden nur noch gewechselt. Mehrere der Herren traten zu Friedrich heran und drückten ihm stumm die Hand.

Bald war der Saal leer.

Der Baron blieb mit Friedrich allein.

„In einer Stunde werden wir nach der Station fahren,“

sagte er kalt, „um den Zug noch zu erreichen. Mach Dich also bereit.“

Er wollte hinausgehen.

Friedrich hielt ihn zurück.

„Nein, mein Vater, nein, es ist unmöglich, ich kann Dich nicht begleiten, Du wirst das begreifen, nachdem ich Dir meine Ueberzeugung ausgesprochen habe, wie es meine Pflicht ist. Du wirst nicht verlangen, daß ich —“

„Ich verlange,“ fiel der Baron ein, „daß der Erbe des Namens Blomstedt an meiner Seite den Platz einnehme, den die Pflicht gegen sein Land und seinen Fürsten ihm anweist. Willst Du Deinem toten Herrn die letzte Ehre verweigern?“

„Das wahrlich nicht, mein Vater,“ erwiderte Friedrich; „ich würde gewiß dem toten König, der mein Herr war, die letzte Huldigung darbringen, aber dann müßte ich dort als der Diener des Königs Christian erscheinen, und das kann ich nicht, denn er ist nicht mein Herr, nachdem der Herzog Friedrich sein Recht verkündet und damit mein Herzog geworden ist.“

„Du verweigerst es also, mich zu begleiten?“ fragte der Baron schmerzlich, „Du willst in der That ganz Europa zum Trotz unserem Herrn die Anerkennung und den Gehorsam verweigern?“

Er hatte fest und befehlend gesprochen, aber doch klang es in seiner Stimme fast wie eine schmerzlich bittende Frage.

„Verzeih mir, mein Vater, verzeih mir,“ sagte Friedrich

bewegt, „Du kannst von Deinem Sohn nicht verlangen, daß er seine Ueberzeugung verleugnen soll; die Geschichte wird entscheiden, die Geschichte, welche die Urteile Gottes vollzieht; ich kann mich nicht auf die Seite des Unrechts gegen das Recht stellen, gegen das fürstliche Recht und das Recht des Volkes.“

„In meinem Hause ist kein Platz,“ rief der Baron, „für den Rebellen, der die Pflicht gegen seinen Lehens- und Landesherrn verletzt und in knabenhafter Thorheit sich zu der Felonie eines Prinzen bekennt, welcher es wagt, den Bürgerkrieg in sein Vaterland zu tragen!“

Friedrich richtete sich stolz und drohend auf.

„Der Kampf der Deutschen gegen die Dänen ist kein Bürgerkrieg und es gibt auch außer Deinem Hause, mein Vater, Platz genug in der Welt für mich, um meiner Ueberzeugung treu zu bleiben und sie, wenn es nötig ist, mit meinem Blute zu besiegeln.“

„Friedrich,“ sagte der Baron weich, indem er seinem Sohn die Hand entgegenstreckte, „höre die mahnende Stimme Deines Vaters, denke an Deine Ahnen, die alle treu zu ihren Herzogen standen, denke an jenen, der bis zum Ende an der Seite jenes unglücklichen Peter III. aushielt.“

„Ich kann es nicht, mein Vater, ich kann es nicht,“ sagte Friedrich, indem er des Barons Hand küßte, „gerade, weil ich an meine Ahnen denke, weil ich die Ehre unseres Namens in meinem Herzen trage, kann ich mich nicht

gegen den stellen, den ich nach meiner Ueberzeugung für meinen Herzog anerkenne."

„Das sagst Du mir!?" rief der Baron. „Willst Du meinen Entschluß meistern, als ob meines Hauses Ehre in meinen Händen schlecht bewahrt sei?"

„Da sei Gott für, mein Vater," sagte Friedrich; „aber in den höchsten Fragen des Lebens muß der Mann seiner eigenen Ueberzeugung folgen und darf auch der teuersten Autorität kein Recht über sein Gewissen einräumen."

„Gut," sagte der Baron streng und fest, „Du weißt, daß dieses Wort uns scheidet."

„Das hoffe ich nicht, mein Vater, ich —"

„Genug," rief der Baron, „ich habe Dir gesagt und ich wiederhole es, daß in meinem Hause kein Platz ist für den Rebellen gegen den Fürsten, den ich als meinen Landesherrn anerkenne; noch bin ich der Herr von Hagenberg, ich bin der Vertreter des Namens und der Ehre meines Hauses!"

Er wendete sich schnell um und ging hinaus.

Friedrich machte eine Bewegung, wie um ihn zurückzuhalten, aber der Haushofmeister trat ein, um die Tafel abzudecken.

Trotziger Entschluß blitzte in Friedrichs Augen auf; er preßte die Lippen aufeinander und ging in sein Zimmer.

Eine Stunde später fuhr der Wagen des Barons vom Hofe vor.

Der Baron hatte von Agnes nur flüchtig Abschied

genommen und auf deren Frage nach Friedrich nicht geantwortet.

Die ganze Nacht brannte Licht in Friedrichs Zimmer. In heftigem innerem Kampf ging er auf und nieder. Endlich als der Morgen anbrach, hatte er seinen Entschluß gefaßt.

Er schrieb einen Brief an Frau Hansen, einen andern an seine Schwester; dann packte er selbst Wäsche und Kleidungsstücke zusammen, überzählte seine Barschaft, welche immerhin eine ziemlich bedeutende Summe ausmachte, und fuhr darauf, von seinem persönlichen Diener begleitet, nach der Bahnstation.

Er sagte dem Diener, daß er eine kleine Reise machen müsse, und befahl ihm, seinen Brief an Agnes zu bringen, während er den andern an Frau Hansen der Post übergab. Dann fuhr er mit dem nach Kiel abgehenden Zuge dem Süden zu, während sein Vater sich schon der dänischen Hauptstadt näherte, um dem König Friedrich VII., der nach dem Beschluß der Weltgeschichte der letzte regierende Herzog von Schleswig und Holstein gewesen sein sollte, die letzte Ehre zu erweisen.

Ende des ersten Bandes.